

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 121 (1993)

Artikel: Titus Tobler (1806-1877) : ein appenzellisches Universalgenie : neue Ergebnisse aus Nachlassfunden
Autor: Hinderling, Robert / Sonderegger, Stefan
Kapitel: 6: Auswahl aus Toblers Briefwechsel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-283341>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Titus Toblers Leben, die sich dadurch der Nachwelt erhalten haben. Das erste Zeugnis lautet:

«Der berühmte Palästinafahrer Dr. Titus Tobler (1806–1877) schrieb nach überstandem nächtlichem Sturme auf dem Meere: «Wäär=me Rohm (Rahm) gsee, so wäär=me bis='m Morge oofählbar Schmaalz (Butter) worde.»»

Als zweites Beispiel erscheint das folgende:

«Im Jahre 1854 mussten in Ausserrhoden zwei neue Nationalräte gewählt werden. Als erster kam ein Hutmacher Kellenberger ins Mehr und als zweiter beliebte der berühmte Arzt und Gelehrte Titus Tobler. Als beide gewählt waren, bemerkte Tobler: «Wenn minn Tokterhuett schadhaft weerd, so ischt jetzt för d'Reparatur passed gsoorgt.»»

So ist Titus Tobler auch in die Geschichte des appenzellischen Witzes eingegangen, obwohl dies neben seiner weitherum anerkannten ernsthaften Wissenschaftlichkeit weniger ins Gewicht fällt.

6. Auswahl aus Toblers Briefwechsel

Vorbemerkungen

Toblers Teilnachlass, der sich heute in Nürnberg befindet, enthält lediglich die Briefe *an* Tobler. Wenn es gelingt, Toblers Briefpartner zu identifizieren, ist es unter günstigen Umständen möglich, auch die Briefe *von* Tobler zu finden. So befinden sich zum Beispiel die unten abgedruckten Briefe Toblers

- *an Zschokke* im Staatsarchiv Aarau,
- *an Grimm* in der Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz in Berlin,
- *an Frommann* im Archiv des German. Nationalmuseums in Nürnberg,
- *an Staub, Thomann* bzw. die Kommission des Schweiz. Idiotikons auf dem Archiv des Idiotikons in Zürich,
- *an Rapp* im Schiller-Nationalmuseum Marbach.

Den genannten Institutionen danken wir für die Genehmigung zum Abdruck der Briefe.

Die Briefausgabe ist *diplomatisch*, jedoch wird überstrichenen *n* stillschweigend in *nn*, überstrichenen *m* in *mm* aufgelöst. Die Adressen auf

den Umschlägen werden nicht wiedergegeben. Die Seiten des Briefes werden in eckiger Klammer angegeben. *Kursive Schrift* wird hier (nach einem bei Winkler angewandten Prinzip) für *lateinische* Schrift, *nicht kursiv* für *deutsche* Schrift des Originals verwendet. Der Wechsel der Schrift in Toblers Brief an Grimm (unten Nr. 14) kommt so augenfällig zum Ausdruck.

Nr. 1: Zschokke an Tobler

Aarau 16 Febr. 33.

Ich danke Ihnen recht von Herzen, mein theuerster Herr Doctor, für die freundliche Gabe und den noch freundlicheren Brief. Stellen aus diesem, die ich mit denen eines andern aus dem K. St.Gallen verbinden will, verdienen von der ganzen Eidsgenossenschaft im Schweizerboten gelesen zu werden. Ihre Nachricht von der gefährlichen Krankheit des wakkern *Meyrs*, den ich persönlich nie kannte, hat mich sehr betrübt. Haben Sie Gelegenheit ihn zu sehn, so sagen Sie dem trefflichen Mann doch noch, daß ich ihn sehr lieb habe und ihn, als Eidsgenoss, sehr dankbar verehere. Er darf von sich sagen: *Non omnis moriar*.

Arbeiten Sie nur ruhig an Ihrem Idiotikon fort. Es wird schon die Zeit der Ruhe kommen, wo man wieder Sinn für das Wissenschaftliche gewinnt. Jetzt verschlingt überall die Politik Alles. Hr. *Sauerländer* klagte mir schon lange, daß er von *Stalders* Idiotikon noch einen grossen Theil da liegen habe und niemand nachfrage. Besitzen Sie *Schmellers* baier. Idiotikon? – Es wäre zum Vergleichen gut. [2] Sagen Sie mir doch, ob ich es aus meiner Büchersammlung in die Ihrige verpflanzen darf?

Gebe der Himmel, daß sich nur eine Mehrheit der Kantone über den Bundesentwurf verständige! Zürich ist, wie Sie wissen, gut vorangeschritten. Möge Appenzell den Demokratien in ähnlicher Art vorleuchten. Im Aargau hoff' ich werde es gut gehn. Die zur Prüfung hier niedergesetzte Commission von 15 Gliedern ist zwar aus Männern von den verschiedensten politischen Ansichten zusammengewürfelt, so, daß der Radicalismus, die Hierarchie, die Aristokratie, der Moderantismus und die Stabilität ihre Vertheidiger darin haben; aber es sind gute Köpfe und Biedermänner. – Wir werden uns verständigen. Selbst das vorgelegte Gutachten der Regierung stimmt schon in der Hauptsache zur Bundesurkunde, mit Vorbehalt von Modificationen, über die man sich in der

Tagsatzung auszugleichen hat, die aber einzeln für sich keine *conditionel sine qua non* seyn sollen.

Leben Sie wohl. Theilen Sie auch dem Schweizerboten zuweilen ein Wort über Ihr liebes Ländchen mit, und behalten Sie in freundlichem Andenken

Ihren Freund

HZschokke

Nr. 2: Zschokke an Tobler

Aarau 31 März. 37.

Ihr mir gütigst mitgetheiltes Probestück der morgenländischen Reise, mein theuerster Herr Doctor, hab' ich mit wahrem Vergnügen, und anhaltend in zween Nachmittagen und mit dem lebhaften Interesse gelesen, welches ein Gegenstand wie dieser, und die Ehre Ihres Namens mir einflößen kann. Indem ich Ihnen nun das *Mspt.* dankbar zurücksende, glaub' ich Ihnen meine Erkenntlichkeit nicht besser aussprechen zu können, als durch Mittheilung meiner Ansicht über das bisher Gelesene.

Sie haben mir Unterägypten lebendiger in seinem Wesen dargestellt, als irgendein andrer Reisebeschreiber. Sie erzählen, wie ein Lustwandler, was Sie sahn, was Ihnen begegnete, ohne Anspruch auf neue geographische, statistische und antiquarische Entdeckungen zu machen. Der leichte, heitere Ton paßt dazu ganz. Sie erzählen zu Ihrem und Andrer Vergnügen und geben unvermerkt dabei ein originelles Lebens = und Sittenbild jener fernen Gegenden.

[2] Sie sollten dazu noch eine Vorrede oder Einleitung, voll muntern Geistes, geben worin Sie erklären, warum Sie der Welt dies und eben so und nicht anders geben; dann noch den Titel etwa: *Lustreise* in den Orient in den Jahren 35 u 36. Ich wette, Sie werden viele Leser erhalten, auch in der Klasse, die auf keine Gelahrtheit verpicht ist und an einem Verleger (wählen Sie dazu eine grosse Handlung) wirds Ihnen nicht fehlen.

Aber ich betrachte das *Mspt.*, wie es izt noch beschaffen ist, bloß als ersten Entwurf, als bloß zu Faden Geschlagnes, das noch der Appretur bedarf. Ich setze voraus, Sie werden nun das Ganze noch eigenhändig durch arbeiten, um ihm eine Vollendung des Stöls zu geben, ein sorgfältigeres Gewand, in welchem es sich dem wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Publicum zeigen darf, ohne Ihren Namen zu gefährden. (Ihr Copist war keiner der glücklichsten; manches Wort studirt ich vergebens, um es zu enträthseln; besonders Namen. Die Interpunction ist arg ver-

säumt. Was von *Ihrer* Hand geschrieben ward, ist leserlicher korrekter und besser für den Druk geeignet.)

[3] Das Ergebnis der Seereise könnte füglich der Wind=Angaben entbehren, die immer langweilig in allen Seereisen dastehn. Lieber hätt' ich Physiognomie und Charakterbild des Sie begleitenden Pharmazeuten in seiner vollständigen innern und äussern Karrikatur Ausgezeichneter figurieren gesehn; und das Original von Kapitän dazu.

Hin und wieder zeigen sich Sphalmata, die leicht zu verwischen sind und verwischt werden sollen; Härten des Styls, unedle *nichtwitzige* Ausdrücke, die wohl im gemeinen Leben, aber in keiner öffentlichen Schrift, nachsichtig durchgelassen werden; u.s.w. Wiederholungen der gleichen Wörter: Einiges, aber bei weitem nicht Alles hab ich lesend, mit dem Reisblei angezeichnet. Der Inhalt ist zu interessant; es wäre Schade, wenn er durch irgend äusserliche Nachlässigkeit entstellt würde, oder für Leser Gebildeten Geschmacks ungeniesbar bliebe. – Muntre Launen bei an sich trocknen Dingen, und trockner Ernst bei an sich selbst komischen Vorfällen, verfehlen in der Erzählung nie ihre gute Wirkung. So muß' ich bei Ihrem Bericht von den auf dem Dromedarrücken bestandnen Gefahren laut und wiederholt lachen. Ändern Sie ja nichts an dieser trefflichen Schilderung. Hingegen die aben=[4] theuerliche Wallfahrt zu den Pýramiden, so anziehend auch der Inhalt selbst ist, verdient frische Überarbeitung. Lassen Sie da nur Ihren Zorn ehrlich und frisch gegen Menschen, Wasser und Pýramiden aus, mit muthwilliger Ironie über ihre arge Selbsttäuschung.

Fahren Sie fort! Sie geben der Welt gewis etwas Werthvolles, sobald Sie das Gemälde retouchirt haben. Es ist mir Ernst damit, daß Sie auf würdige Weise erscheinen. Wollen Sie noch einen Schmuk hinzufügen; so flechten Sie hin und wieder noch bei diesem und jenem Vorfall eine Schilderung Ihrer eignen Gefühle ein, oder Reflexionen, wie Sie deren schon verschiedne gegeben haben, oder Vergleichen orientalischer und appenzellischer Zustände, aber die leztern lebhaft, mit all ihren anziehenden, eigenthümlichen Details.

Jetzt, dächt' ich, hab' ich genug gekrittelt. Aber erkennen Sie daraus, wie hohen Werth ich auf Ihr Vertrauen setze und wie lieb Sie sind

Ihrem HZsch.

Nr. 3: Tobler an Zschokke

[Lutzenberg, 15. 6. 39]

Vielgeehrter Herr und Freund des Vaterlandes,

Es wäre recht bequem, wenn wer eine Handschrift besitzt, sie zu senden einem berühmten Manne, um von ihm die Lehren und Ermah-

nungen zu empfangen, und am Ende, wenn das Buch auf denselben hin in verbesserter Gestalt durch den Druck erscheint, an den freundlichen Rathgeber nicht mehr zu denken. Nein, diese Bequemlichkeit ist bei mir nicht zu Hause, und ich sehne mich nicht nach ihr. Auf Ihren so wohlge-meinten Tadel schnitt' ich wieder an meiner Arbeit herum, was, ich muß gestehen, ziemlich wehe that; ich durchging mein großes papierenes Sün-denregister. An aufrichtigem Willen, Ihrem Winke zu entsprechen, fehlte es nicht; allein ich war oft zu schwach in der Kunst, diesem Willen zu genügen, und ich bedarf daher nachsichtiger Beurtheilung. Empfangen Sie inliegend die kleine Gabe als schwachen Dank.

Meine den Berufs- und Amtsgeschäften zugemessene Zeit ist zu schrift-stellerischen Arbeiten wenig geeignet. Kaum will ich einen Gegenstand fest packen, so hält man mich bei der Hand. Ich gestehe Ihnen, daß bei mir einiger Überdruß über meine Schriftstellerei entstand, und ich will (mit Ausnahme einer kleinen lateinischen Abhandlung medizinischen Inhaltes, die etwa in neun Monaten erscheinen soll) von meinen Autorschaftsstra-patzen vollständig ausruhen, um – vielleicht nun mehr ein größeres Buch frisch zu schreiben. Hätte ich einen Vater wie Sie zu[r] Seite, ach dann ließe sich Manches, trotz der Amts- und Berufsgeschäfte, noch thun; aber hier bin ich zu sehr vereinzelt, und Niemand scheint Neigung für meine Nei-gungen zu haben.

[2] Dieses Jahr sitze ich nun zum ersten Male im großen Rathe; ich bedauere, daß ich nicht mehr Lust habe, darin zu arbeiten. Ich bin ein Mann nicht ganz ohne Ehrgeiz. Früher (vor acht Jahren) würde ich mich mit den unermüdlichsten Anstrengungen dem öffentlichen Arbeiten unterzogen haben. Das Volk wollte damals nicht meine Geschäftslust, meinen Eifer, meine heiße Liebe zum Vaterlande. Da ergriff ich die Feder, theils um anderwärts zu nützen, theils aber auch um mir einen Namen zu erwerben, welchen das Volk mir nicht geben könne. Meinen Zweck habe ich nun wenigstens einigermaßen erreicht. Dadurch bin ich bereits ganz abgestumpft gegen Amtsehre; ich lebe der Wahrheit, daß der Mensch den Werth nicht aussen, sondern in sich suchen müsse. Ich beschuldige das Volk keinesweges; es thut mir nur leid, daß ich sein Zutrauen nicht so zu schätzen weiß, wie früher.

Unser Schulgesetz hat viel Redens und Schreibens gegeben. Die Volks-partei hat an der letzten Landsgemeinde den Sieg davongetragen. Die Her-ren meinten es dem Zwecke nach recht gut, nur in den Mitteln nicht red-lich. Sie plauderten in alle Kantone hinaus, die Männer unserer Partei seien nicht warm für Volksbildung u. dgl. Man muß den Unterlegenen doch diesen Labetrunk lassen. Trotz des Herrengeschreies, kann ich Sie versichern, daß in unserem Lande immer noch viel, ja immer *mehr* für Volksunterricht gethan wird.

Landmann *Zellweger* ist Aristokrat, aber ein guter. [3] Sein Einfluß ist in politischen Dingen nicht zu fürchten. Andere Amts- und die vielen

Berufsgeschäfte lassen ihm nicht genug Muße, um eine Meinung gründlich verfechten zu können. Sie dürfen daher nicht befürchten, daß Appenzell=Ausrhoden an der nächsten Tagsatzung sarnern werde.

Es ist mir ungemein lieb, hier Anlaß zu haben, Sie meiner ausgezeichneten Hochschätzung zu versichern. Dankbar

Lutzenberg den 15. Brachmonat

Ihr ergebener Titus Tobler.

Nr. 4: Tobler an Zschokke

[Horn, 29. 6. 44]

Verehrtester Herr und Freund,

doch wieder ein Lebenszeichen von mir, und daß ich Ihnen die zweite Ausgabe der «Hausmutter» darreiche, bewegt mich nicht weniger, als eine ganze Million Gründe; denn Sie waren es, die Sie mich am schriftstellerischen Leben erhielten. Ihre Anzeige der 1. Auflage im Schweizer=Boten war ebenso nachsichtig, als aufmunternd. Hätten Sie mit Ihren Meisterkenntnissen und mit Ihrer Meisterfeder die Blößen der Schrift aufgedeckt, ich würde die Feder des Schriftstellers oder Büchermachers nie mehr ergriffen haben. Trotz Ihrer milden Beurtheilung aber fand ich in meiner Volksschrift vielfältige Gebrechen, die ich bei der zweiten Überarbeitung, so viel, wie möglich, zu vermeiden suchte; Ihr verschwiegener, der von Ihrer Humanität verschwiegene Tadel diente mir dabei dennoch als Kompaß.

Was sagen Sie wohl dazu, daß ich noch einmal nach Jerusalem reise? Ich möchte diese bekannte Stadt monographisch behandeln, und dazu helfen nicht bloß Bücher, die ich zum Lesen überall aufzufegen suche, [2] sondern dazu ist vor Allem weitere Autopsie nöthig. Meine bisherigen literarischen Nachforschungen haben gezeigt, daß noch manche Lücken auszufüllen sind. Ein wagfertiges Gemüth, ein kräftiger Körper, Liebe zur Wahrheit, Erinnerungen an eine frühere Reise, getragen und gestützt von fortgesetzter Lektüre u. dgl., sind das nicht wenigstens einige Bestandtheile des Berufs zur fraglichen Unternehmung? Diesmal möchte ich planmäßig reisen, auch als Arzt mich produziren, etwa ein halb Jahr in Jerusalem mich aufhalten, mit meinem schriftstellerischen Vorläufer, *Dietrich* [?] sprechen und zanken, gerade so wie es kommt. Ein buntes Ding keimt auf jeden Fall, so mir Gott den Entschluß reif werden läßt. Lieb wären mir besonders auch, auf Rechnung und Bürgschaft hin, Unterstützungen zum Behufe von Nachgrabungen. Diese, anderwärts mit so vielem Erfolge be-

trieben, gehören in Salem immer noch zu den Desiderata, und doch könnte ein Anfang bloß – mehr Gutes und Leuchtendes zu Tage fördern, als ein ganzer theologischer Troß einer ganzen deutschen Provinz. Vor fünf Vierteljahre werde ich die Schweiz nicht verlassen, damit ich besser gerüstet sei.

[3] Und welche Gegend der Schweiz nicht? Horn, am Bodensee, im Thurgau. Hier lebe ich nun ruhig, als politischer Flüchtling des Kantons Appenzell. Kumulation von Amtsgeschäften bei der Entfernung von den Rathhäusern rieth mir die Abholung des Reisebriefes.

Unser politischer Horizont sieht ein wenig düster aus. Ich bin voll Unmuth über den Pfaffenspuk an manchen Orten der Schweiz, aber auch voll Glauben an eine wiedervergeltende Zukunft, eine Zukunft des Lichtes, gegenüber der Pfaffenmacht.

Für Ihren letzten, so natürlich gehaltenen Brief sage ich Ihnen schließlich meinen wärmsten, innigsten Dank. Sie haben wahr gesprochen und prophezeit.

Ich ergreife auch diesen Anlaß, Sie, mein verehrtester Herr und Freund, meiner ganz besondern Hochachtung zu versichern, mit dem Wunsche, daß Sie gesund und kräftig hundert Jahre leben mögen.

Horn, den 29. Junius 1844.

Dr. Titus Tobler

Nr. 5: Zschokke an Tobler

Aarau 3 Aug. 44

Dank Ihnen, mein theuerster Herr Doctor, für Ihre schöne Liebesgabe mit dem freundlichen Briefe. Ich hätte Ihnen diesen Dank schon früher zugerufen, wär' Ihr Schreiben vom 29 Juny nicht in meiner Abwesenheit, auf einem sonnenreichen Ausflug durchs südl. Deutschland, eingetroffen, von dem ich erst seit drei Tagen zurück bin. Und hätt' ich am 30^{ten} July, als ich auf dem Dampfschiff von Lindau am Horn vorüberfuhr, Sie dort vermuthet, würd' ich persönlich bei Ihnen erschienen seyn, und wir hätten uns über Jerusalem satt geplaudert.

Ich bewundere wahrlich Ihren Muth, Ihre Ausdauer. Statt uns, wie ich immer erwartete, zu Ihrer ietzt nur neugekleideten *Hausmutter* auch einen ehrenwerthen *Hausvater* zu geben, – eine Wallfahrt nach dem heil. Grabe! Freilich mit dem Dampfschiff sind Sie bald nach Griechenland, oder Smyrna hinüber und weniger Abentheuern, als das erstemahl, hingegen, wohl aber grössern Gefahren, denn früher beim wiedererregten Fanatismus der Moslemeni. – Und noch dazu denken Sie an Ausplünde-

rungen des Orients durch Ausgrabungen seiner Alterthümer. So werthvoll diese für Europa, als werthlos für die ietzigen Eigenthümer seyn mögen: es bleibt [2] immerdar ein schweres Wagstück. Reisen Sie wenigstens nicht dahin, ohne sich durch den eidgen. Generalconsul in London britische Empfehlungs- und Schuzbriefe, vielleicht auch die nöthigen Geldunterstützungen zu den Ausgrabungen und den Transportmitteln der allfälligen Beute zu erwirken, mit der Sie die Unterstützung vergelten würden. Auch der König von Preussen, der Protector der evangel. Kirche im gelobten Lande, dürfte sich Ihnen wohl geneigt beweisen, wenn Sie sich an ihn, oder seinen Minister Hr. v. *Eichhorn* deshalb wenden würden. Hätt' ich Bekannte in London, oder Namen und guten Geruch politischer und kirchlicher Rechtgläubigkeit am Berliner Hofe, fürwahr ich würde mich zu dem Behuf Ihnen, als Mittelsmann, anbieten. Ihr Unternehmen ist grosartig und mehr, als kühn; mög' es durch ein glückliches Gelingen grosartig gekrönt werden! Aber –

Indeß, Sie warten ja noch fünf Vierteljahre ab. In solchem Zeitraume reift Vieles und verwandelt sich Vieles, vielleicht selbst Ihr Plan. Da vernehmen Sie wahrscheinlich auch vorläufig noch die Ansichten der englischen und preussischen Gesandtschaften zu Bern über Ihre Wünsche.

Wie dem auch werde, meine Gedanken werden oft bei Ihnen seyn, am freundlichen Bodensee, wie am todten Meere. Bleiben Sie nur dort und hier Freund Ihres Freundes

Heinr. Zschokke

Nr. 6: Tobler an Zschokke

[Horn, 8. 6. 46]

Sehr ehrenwerter Herr, väterlicher Freund,

warum sollte ich Ihnen nach der Rückkehr von Jerusalem nicht schreiben, Ihnen, der Sie so lebhaften Antheil stets an meiner Person nahmen? Ihr letztes, so treffliches Schreiben enthielt oder weissagte Wahrheiten, die buchstäblich in Erfüllung gingen. Nein, die Ausgrabungen wurden nicht ausgeführt; denn der jetzige Zeitpunkt ist wirklich gar zu sehr ungünstig. Hingegen gelang mir manches Andere, was ich nicht ahnete, so daß ich mit der Unternehmung des Spazirganges allerdings zufrieden sein darf. Ich habe Ursache, Gott für das vielfache Glück zu danken, welches meine Reise begleitete. Werthvolles gab durchaus der Zufall, nicht der Verstand, wenn es überhaupt einen Zufall gibt. Nach einem zwanzigwöchigen Aufenthalt in Jerusalem und seiner nahen Umgebung hoffe ich nun ein Wort in der Bücherwelt führen zu dürfen, und wenn ich hier und da einer Sage, insbesondere der Römisch=Katholischen, zu Leibe gehen werde, so geschieht es nach mühsamer Umschau im Schriftensaal; also nach Vor-

bereitung, und zugleich nach Augenschein, wobei Zollstock, Meßschnur, Magnetnadel u.s.f. mich unterstützen. In meiner unabhängigen Stellung habe ich nicht nöthig, links oder rechts, nach Rom oder London (Freunde Israels) zu schauen und im Stillen zu fragen, ob ich dies oderjenes sagen dürfe. Wahrheit ist mein einziges Vorbild, nach welchem mein Auge gerichtet wird, und ich erflehe mit Inbrunst von der Gottheit das Geschenk, daß sie meinem Verstande *die* Klarheit und meinem Gemüthe *die* Ruhe verleihe, um ein richtiges und leidenschaftsloses (unparteiisches) Urtheil fällen zu können. Fehlen mir auch die Talente, womit unser göttliche Schöpfer manchen Erdensohn auszeichnete, so bescherte er mir vielleicht zu etwelcher Entschädigung, soferne ich mich nicht sehr täusche, eine gewisse Festigkeit des Charakters, [2] welche den Durchbruch des Richtigen und Wahren aus dem Innern der Seele heraus und den Übergang des richtig und wahr Gedachten und Gefühlten in lesbare Worte wesentlich unterstützt. Wenn mir nun noch zu diesem Ziele hinaufzustreben vergönnt sein wird, so will ich alle die Strapazen meiner Pilgerfahrt, die Entbehrungen und Lebensgefahren freudig als goldene Glieder meiner Lebenskette betrachten. Aber diese Aufgabe, ich weiß es, ist freilich eine schwierige und hehre, Kinder und Thiere können einen Fuß vor den andern hinsetzen, um weiter zu kommen; allein es bleibt bei der leiblichen Lokomotion, es fehlt im Gehirne das geistige Lokomotiv, als daß eine Er rungenschaft der geistigen Gebiete möglich wäre. Mithin ist das leibliche Reisen nicht schwer; allein unsägliche Schwierigkeiten knüpfen sich an das geistige, an die geistigen Eroberungen, ans Leben im Geiste und in der Wahrheit. Erwarten Sie v. mir doch nicht viel, aber doch mehr, als von manchem oberflächlichen, phrasenreichen, gewissenlosen Streifer, und dann werde ich Sie, will's Gott, befriedigen können. Um aber eben die so nöthige ruhige Fassung des Gemüthes zu bewahren oder mir zu sichern, eile ich keineswegs mit der Ausarbeitung meines Buches, und so dürften Jahre verfließen, bis es vor den Richterstuhl des Lesevolkes tritt.

Wüßte ich nur, was Ihre Aufmerksamkeit vorzüglich anspräche, so würde ich gerne einige Mittheilungen aus Jerusalem, z.B. über die englische Mission, machen. Sie würden es wahrscheinlich mit mehr Interesse vernehmen, als wenn ich Ihnen bekenne, daß ich oft mit beklommenem Herzen an die politischen Zustände unsres Vaterlandes denke. Abgesehen von der ultramontanen Partei, die ein fremdes Pfropfreis auf unser einheimisches Schweizer Gewächs ist, so werden auch von der liberalen Partei viele Fehler begangen. Vielen Hochgestellten fehlt die gehörige geistige und gemüthliche Bildung und Veredelung, die Macht des Geistes gegen den Sturm des Gemüthes, gegen die Fluth der Leidenschaft, das echte, von aller [3] Selbstsucht ferne Nationalgefühl, das klare Zielsetzen der *salus populi* als *suprema lex*. Eben gerade in den Republiken hat man Edelmänner nöthig, aber nicht die *von* Worten, nicht die *von* Titel, nicht diese oft sinnlosen Dreibuchstäbigen, sondern Edelmänner im Gehalt der ge-

meinen Männer, der Selbstsüchtigen, Sittenlosen, Feilen, gegen das Vaterland Gefühllosen. Was können wir wohl für ein Horoskop stellen? So lange ich an Gottes weises Walten glaube, verzage ich keineswegs. Das wüste politische Leben wird auch bei uns mit der Zeit untergehen und dafür wieder ein besseres aufgehen, laut Artikel *eins* und *einzig* des moralischen Weltgesetzes.

Und nun Sie, ehrwürdiger, unermüdlicher Greis, arbeiten, wie ich vernehme, immer noch mit der Feder. Ist denn Ihr Haupt nicht schwer genug von Lorbeerkränzen? Muß es so schwer werden von solchen, daß diese jenes in die irdische Grube hinabdrücken. Darum bitte ich Sie, schreiben Sie keine Antwort auf diesen meinen Brief, obschon ich Ihre Episteln mehr schätze, als eine pergamentene Urkunde mit Kapsel und Siegel; schreiben Sie mir nicht, auf daß Sie Ruhe haben im Alter auch von meiner Seite. Waren Ihnen meine Herzensergießungen angenehm, so habe ich ja meinen Zweck erreicht. Ich habe Pflichten gegen Sie, ja ganz besondere Pflichten, die ich so gerne erfüllen möchte. Ihr so schonendes, so humanes öffentliches Urtheil über meine «Hausmutter» im Schweizer = Boten (1830) rettete mein schriftstellerisches Leben.

Lebensretter! Nehmen Sie von mir fortwährend die innigsten Wünsche für Ihr Wohlergehen. Mit ausgezeichnete Hochachtung Ihr

Horn, am Bodensee, den 8. Junius 1846.

Titus Tobler.

Nr. 7: Fallmerayer an Tobler

München, den 15. *Junius* 1846.

Hochgeehrtester Herr Doctor!

Vor allem meinen herzlichen Glückwunsch zur glücklichen Heimkehr und zu der vollen Mappe aus Jerusalem! Mit welchen Gefühlen der Neugierde und Bewunderung ich den umständlichen und mit merkwürdiger Klarheit verfassten Bericht Ihrer 20 wöchentlichen Wanderungen, Prüfungen und Entdeckungen in und ausser der heiligen Stadt gelesen und wiedergelesen habe, können Sie wohl selber denken. Die Sache ist von bedeutender Wichtigkeit und der Augenblick, wo man sich im fernsten Abendland eines naturgetreuen Bildes der Stadt Davids erfreuen kann, ist durch Ihre Beharrlichkeit und nüchterne Forschung um vieles näher gerückt. Dieser Tage gehe ich Geschäfte halber nach Wien und komme über Venedig und Verona etwa gegen September hin an den Bodensee, um Ihre höchst folgenreiche Tour in aller Bequemlichkeit *mündlich* zu

besprechen und zugleich für die ausgezeichnete Ehre Ihrer eben so freundlichen als gründlichen Auseinandersetzung zu danken.

Ich hatte eben *Robinson* und *Tischendorf* vor mir und beschäftigte mich an einem zweiten Artikel über des letztern «Reise in den Orient» als man mir Ihr Schreiben vom 10 d. Ms. brachte. Aus diesem oberflächlichen und hochmüthigen Schwätzer *Tischendorf*, dessen beide Broschüren Sie vielleicht schon gesehen haben, ist für einen so strengen und selbstständigen Forscher wie Sie natürlich auch nicht das mindeste zu lernen. Ein erster Artikel im diesjährigen *Februarheft* der Monatblätter zur Allg. Ztg hat in nicht eben günstiger Weise die Nativität des Mannes und seiner Composition gestellt und seinerseits einen trivialen Gegengruß (25 März, Beilage d. A. Z) hervorgerufen, auf den ich aber vor der Abreise noch ein Paar Worte als Critic des II. Theiles erwiedern wollte. Später dachte ich dann selber ein Fragment über Jerusalem und die heil. Grabkirche für die Allg. Ztg auszuarbeiten, wobei natürlich über die Aechtheit des Grabes, über die zweite Ringmauer pp geredet werden muß. Vermuthlich haben Sie den Gegenstand auch Ihrerseits nicht unbeachtet gelassen und ich freue mich nicht wenig Meinu[n]g und Studien mit Ihnen auszutauschen. Das größte Gewicht lege ich auf Ihren neuen Grundriß der Stadt Jerusalem, von welcher Maler *Halbreiter* eben jetzt ein sehr gelungenes, vom Oelberge aus gezeichnetes Panorama stechen lässt. Dazu noch Ihre strengen Arbeiten über [...] *getha via dolorosa*, *Suck* pp, soll das nicht endlich die Sache zum Abschluß bringen? Für Aufhellung eines den abendländischen Christen so theuren Erdfleckens wesentlich beizutragen ist kein geringer Ruhm. Im Artikel über *Tischendorf* werde ich Ihrer hierosolymitanischen Mühen – da Sie es freundlich erlauben – mit Ehren gedenken. Nur Schade daß ich ihn erst im Strudel der Wanderung vollenden kann.

Den saubern *Dr. Sepp* kenne ich ebenfalls; er hat mich vor seiner Abreise besucht und dem Vernehmen nach ist er bereits in seiner Heimath Tölz vor kurzem eingetroffen um gleichfalls seinen Palästina-Schatz für die Presse zurechtzulegen.

Die Anekdote über Gräfin Ida *Hahn-Hahn* beweist am besten daß eine gewisse Critic zwar Ungalantes, aber *Wahres* gesagt und die gräfliche Mühe wesentlich richtig gewürdigt hat.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster Fallmerayer

Nr. 8: Schmeller an Tobler

München 18. Juni 1846.

Recht lieb und freundlich von Ihnen, verehrter Hadschi, daß Sie uns, was wir zwar aus Zeitungen erfahren hatten, auch noch persönlich zu wis-

sen gethan, Ihre glückliche Heimkehr aus dem gelobten Lande. Wie oft hatten wir in der Zwischenzeit, besonders bei jedem Artikel, den wir von daher in den Blättern lasen, gedacht u. uns gefragt, wie wird es unserm schweizerischen Freunde gehen in jener uncomfortabeln Fremde? Und nun ruft uns der Vielgewandte lustig zu:

Wiəisch' mər 'gaŋə-?

Nummə' z'guət . . .

und freut sich, daß er selber Meister geworden ist über alle die bis daher in *Hierosolymitanicis* als Meister gegolten. Wir aber, wir freuen uns herzlich mit, und wie groß unsere Begierde sei, die Früchte dieser Pilgerfahrt schwarz auf weiß vor uns zu sehen, so wünschen und rathen wir dennoch, sich, so lange es noch grüne Blätter gibt, nicht gleich wieder in schwarz-weiße zu vergraben.

(2) Was Sie über unsern *Dr. Sepp* berichten, bestätigt mir nur eine alte Erfahrung, daß einseitige Frömmigkeit sich nicht selten den gemeinen überall verständlichen Geboten der Humanität überhoben glaubt.

Es werden auch seine Forschungen eine Farbe tragen, die nun einmal nicht die meinige ist. Hoch rechne ichs Ihnen an, daß Sie auf dem Wege nach einem so ganz anders gearteten Ziele, der kleinen Liebhabereyen Ihres Münchener gedacht haben. Herzlichen Dank für diese Mittheilung.

Ihre freundliche Einladung stimmt gar nicht übel zu den Saiten in mir, die jedesmal, wenn es gegen die Septemberferien geht, von Schweizer-Erinnerungen wiederklingen. Doch hab ich gewissermaßen versprochen, mich zum 24 Septemb. auf dem Germanistentag zu Frankfurt einzufinden.

Freilich wäre, Dank dem Dampfe, der Weg dahin über die Schweiz kein gar so großer Umweg mehr. Und so darf ich mich wenigstens an dem Gedanken ergetzen [3], wenn er auch nicht zur Wirklichkeit werden könnte, dem Gedanken, auch meinem Töchterlein ein Stück, und nicht das schlechteste, dieses andern noch immer gelobten Landes zu zeigen, sie dann wieder heim zu schicken und allein meines Weges zu ziehen.

Und – gehören nicht auch Sie zu den Germanisten? Wie wär's, wenn Sie mich dann nicht allein ziehen ließen? Zwischen Horn und Frankfurt gibt es keine wochenlangen Quarantänen zu bestehen. Auch trägt Einen von da Vater Rhein schnell und leicht bis dahin, wo er und, wie man wol mit Unrecht sagt, deutsche Treu vergeht. [. . .]

Nr. 9: Schmeller an Tobler

München 12 December 1846

Verehrter Hadschi.

Dieses Blättchen hat keinen andern Zweck, als ihnen zu sagen, daß Ihre «Lustreise» glücklich angekommen und sogleich unter die andern

Lust- u. Leidreisen des großen Bücherhauses eingereicht worden ist, und daß ich beauftragt bin im Namen derselben für das schöne Geschenk zu danken.

Fallmerayer wird sich wegen seines Wortbruches selbst entschuldigen. Seine letzte Reise hat ihm so gut angeschlagen, daß er den nächsten Sommer schon wieder im Orient zu verbringen gedenkt.

Der und die Glücklichen! Unser einer mußte zufrieden seyn, in Ostende ein paar Muscheln aufzulesen. Bei meiner Heimkunft ist mir zu dem Geschäft des Bücherhauses noch ein kleines zweites [2] im großen Schulhause aufgetragen worden. Ich soll wieder treiben was ich vor gerade zwanzig Jahren getrieben u. wenigstens besser getrieben hatte, als ich's jetzt im Stande seyn werde. Es ist aber eine Art Ehrensache, und so muß ich mich in meinen alten Tagen zusammennehmen, so es gehen will.

Meine Leutchen alle sind wohlauf und herzlich soll ich Sie in ihrem Namen grüßen.
Ihr J. A. Schmeller

Nr. 10: Schmeller an Tobler

München 21 April 1848

Recht, recht sehr, verehrter Freund, haben mich die herzlichen Zeilen erfreut, mit denen Sie am 24. v. M. mich bedacht haben. Solche Briefe, die nicht irgendein, ob auch verstecktes Anliegen, sondern reines menschliches Wohlwollen dictirt hat, empfängt man selten. Die thun wohl.

Also auch in Ihrem Horn haben Sie von dem Unfall vernomen, der mir vergangenen 28 September auf der Höhe des Jaufens begegnet ist. Wahrscheinlich aus der allg. Zeitung. Was indessen die Wiedergenesung betrifft, so verhält sichs damit nicht völlig so, wie Sie freundlichst voraussetzen. Daß ich, vom Berge herab auf einer Leiter drei Stunden weit nach Sterzing gebracht, das eine (linke) Bein nur luxirt habe, war leider die Ansicht des dortigen Gesichtschirurgen, durch die drei Wochen, die ich es unter seiner Pflege daselbst aushielt. Da aber immer keine Besserung merkbar wurde, ließ ich mein Töchterlein über den Brenner zu mir komen und unter ihrem Schutz und Schirme wagte ich, wie ich war, die Reise vollends heim nach München. Der Münchner Arzt kündigte mir nach allerley an meinem Leichnam vorgenommenen Exercitien zu meinem [!] und der Meinigen nicht sonderlichen Tröstung an, hier habe keine bloße Luxation sondern ein solemner Bruch des Schenkelknochenhalses (*collum femoris*) statt. Nun, nach drei Wochen erst, gieng's an ein Strecken, an ein Ausgespannthalten [2] des Delinquenten mittels einer sogenannten Extensionsmaschine, dem

zu lieb das übrige sonst ganz gesunde körperliche Ganze acht Wochen unbeweglich auf der eigenen Beinbruchmatratze aushalten mußte.

In diesem Augenblick bin ich wenigstens so weit, daß ich mit Hülfe eines Krückenstockes in der Stube auf und abgehen kan. Sogar auf die Gasse habe ich mich schon gewagt, links der Tocher Arm, rechts den Stab; aber auf mehr als ein paar hundert Schritte vermag ich's nicht zu bringen. Das linke Bein ist gegen 2 Zoll kürzer geworden, und ist, während sich das rechte hebt, der vollen Last des Körpers noch imer nicht gewachsen. Wahrscheinlich wird ein geeignetes Bad (man nennt Gastein) zu Hülfe kommen müssen.

Solche Abenteuer, Freund, hat ein Erdenwanderer der übrigens lange nicht so weit als Euereins gekommen ist, noch in seinem 63ten Jahre zu bestehen gehabt.

Apropos: eben hat mich als angehender Universitätscollege ein andrer auch Ihnen wohlbekannter Weitwanderer besucht, *Fallmerayer*, der von Smyrna über Triest, u., da der Weg durch Oberitalien durch Schlachtfelder abgesperrt, über die Tauern hier angekommen ist.

[3] Zufällig liegt vor mir das Ausland Märzheft mit einigen die Reisedin betreffenden Stellen auf Seite 106, Sp. 2, deren Sinn ich nicht recht zu erfassen vermocht hatte. Ich zeigte sie dem, wie Sie wissen nicht minder großen Verehrer der über- und unternehmenden Vrouw. Er wußte sie auch nicht recht zu deuten.

So freundliche Entbietungen, wie die Ihrige nach dem Apfelparadiese, das jetzt in herrlicher Blüte stehen muß, könnten auch einem andern als mir armen hinkenden Teufel die Zähne wässern machen. Aber leider zeigt der Jaufen nach einer andern Gegend.

Und hängt bei den Stürmen, die über unser Europa hinausens, nicht jeder Vorsatz, ein Spielwerk derselben, in der Luft? Mutter Germania insbesondere liegt in Geburtswehen. Manche Cassandra prophezeit mir eine Fehl- oder gar Mißgeburt in die Ohren. Ich bleibe fest darauf zu hoffen, das möglich beste zu hoffen.

Von den Meinigen soll ich den bärtigen Jerusalemfahrer freundlichst grüßen. Bleiben Sie auch fernerhin freundschaftlich eingedenk

Ihres J. A. Schmellers.

Nr. 11: Fallmerayer an Tobler

St.Gallen, 2 Jan. 1850.

Geehrtester Freund,

Ihre Karte oder vielmehr Plan von der heil. Stadt ist vortrefflich und man wundert sich nur über die ärmliche Bestellung der Schulzischen Zeichnung über denselben Gegenstand.

Der Artikel über «Bethlehem» wurde von der Redaktion zurückgeschickt, weil ich voraus gegen alle Korrektur, Censur und Verstümmelung der Arbeit Protest geboten hatte. Hoffentlich ist die Redaktion der «Deutschen Monatschrift», die um die Mitte *dieses* Monats angekündigt ist, billiger und nimmt mit einer größern Arbeit die kleinere als nicht unwillkommene Gabe auf.

Vor dem Eintreten milderer Tage kann ich das freundliche St. Gallen nicht verlassen und bin auch mit Arbeit und Büchern in Ueberfluß versehen. Ihre Reichthümer werde ich in Horn selber mustern.

Die Thurgauer-Zeitung fehlt auf dem Lesezimmer in der Sonne und über die geringe Anzahl sowohl als über die Geringfügigkeit der Druckfehler in einem Werke dieser Art u. Schwierigkeit muß man sich billig verwundern.

Der Plan von *Schubert* hat sich in der Sendung nicht gefunden.

Hochachtungsvollst ergebenster Fallmerayer.

Nr. 12: von Raumer an Tobler

[Erlangen, 21. 11. 50]

Euer Wohlgebohren

geehrtes Schreiben vom 17.9br. erregte in mir eine sehr gemischte Empfindung. Es that mir leid Ihnen durch Nichtbeantwortung des Briefes von 1846 wehe gethan zu haben. Ich bedaure mein Unrecht; um mich einigermaßen zu entschuldigen bin ich genöthigt etwas weit auszuholen. – Vielleicht ist es Ihnen bekannt, daß ich außer der Geogr. von Paläst. mehreres andre sehr Heterogene geschrieben habe: mineralog. und geognostische Schriften, eine allgem. Geogr., eine Geschichte der Paedagogik. Mir ist dieses verschiedenartige Arbeiten nur dadurch möglich, daß, während mich die eine Production beschäftigt, ich alle übrigen ganz beseitige, mir so völlig aus dem Sinn schlage. Als Sie mir nun 1846 schreiben, waren meine Gedanken ganz auf Ausarbeitung der 25 Edit. meiner Geschichte der Paedagogik gerichtet. Ich ersah gleich aus Ihrem Briefe, daß ich es mit einem Manne zu thun hatte, der in Pal. zu Hause war, und der mit Recht eine genaue ins Einzelne gehende Antwort verlangen durfte. Um diese aber zu schreiben hätte ich die mir vorliegende Arbeit beseitigen u. mich für einige Tage einzig mit Pal. beschäftigen müssen. Das war mir aber unmöglich, ich war zu sehr in der Richtung jener Arbeit im Schuß; u. so kam es daß ich nicht [2] antwortete – verzeihen Sie mirs freundlich. –

Was aber die Anklage betrifft, daß ich Ihre Arbeiten ignorirt hätte, so muß ich diesen Vorwurf entschieden von mir weisen. Ich habe vielmehr Ihr Buch über Bethl. zu spät kennen lernen um es noch berücksichtigen

zu können. Ihren Plan von Jer. der mich so sehr interessirt, habe ich noch nicht erhalten. Es bleibt mir nur, Ihre so mühsamen u. gewissenhaften Arbeiten bei einer etwaigen 4^{ten} Aufl. meines Pal. gewissenhaft zu benutzen. Ein solches Benutzen wird dann die beste Beantwortung Ihres Briefes seyn u. mich völlig von allem Verdacht reinigen, als hätte ich Sie aus irgend einer böswilligen Absicht vernachlässigt. Wüßte ich doch auch gar nicht wie ich zum bösen Willen, zu einer *persönlichen* Verstimmtheit kommen sollte, da ich ja nicht das Vergnügen habe Sie persönlich zu kennen. Müßte ich nicht nach dem Tone Ihres Briefes fürchten, von Ihnen wohl nicht aufs freundlichste aufgenommen zu werden, so hätte ich vielmehr Lust Sie einmal in Horn zu besuchen u. mit Ihnen mündlich so manches zu besprechen, mich von Ihnen besonders über Jerus. belehren zu lassen u. die Schätze Ihrer Bibliothek zu durchblättern. – Ich werde es Ihnen auch recht sehr Dank wissen, wenn Sie die «theilweise Insufficienz» meines Buchs nachweisen, von der niemand [3] mehr überzeugt ist als ich selbst. Ich sehe jeden der mir Irrthümer u. Mängel meines Buchs nachweist als einen Mitarbeiter am Buche an, mögen seine Nachweise freundlich oder feindlich gemeint seyn. Das Ziel bleibt Wahrheit – und daß ichs mir für die Wahrheit habe sauer werden lassen, daß ich nie einen erkannten Irrthum gesagt, das Lob soll mir, hoffe ich, bei gerechten Richtern bleiben. –

Noch eins muß ich berühren. Habe ich bei meiner letzten palästinens. Arbeit etwas übersehen, so schreiben Sie dies nachsichtig mir auf Rechnung dieser letzten Jahre. Sie nennen mich einen «Fachmann»; ich bin es aber nicht in dem Maaß, daß ich ganz isolirt u. versenkt in Betrachtung u. Erforschung von Pal. darüber alles Glück u. Unglück meines armen Vaterlandes hätte vergessen u. in klarer ungetrübter Stimmung arbeiten können.

Hochachtungsvoll verbleibe ich, Ihr ergebenster K. v. Raumer
Erlangen, 21. 9^{br}

Nr. 13: Laßberg an Tobler

[Meersburg, 18. 5. 54]

Wolgeborener!

Hochzuvererender Herr!

Davon, daß meine antwort auf das vererliche schreiben, mit welchem Sie mich zu beeren schon vorlängst die güte hatten, so spat an Sie gelangt, liegt die schuld nicht an mir und Sie müssen mir schon verzeihen, was der liebe Gott an mir getan hat!

Ich bin schon im begriffe meinem 86sten Geburtstage mich zu nahen: se-

hen und hören sind bei mir in solcher abname, daß das erstere mir und das zweite andern zur beschwerde bei mir wird. Länger als eine halbe stunde kann ich nicht am schreibische aushalten. mit den beinen gehet es auch nicht besser! ich weiß nun, was Horaz mit seinem: «Dum genua vivant» sagen will. Es scheint daß ich meine lebenskraft bis zum letzten fünkeln ausbrauchen soll. ich finde das alles ganz natürlich und betrübe mich gar nicht darüber. Gott hat mir meinen angeborenen frohsinn gelassen und dafür danke ich im täglich.

[2] Beiliegend finden Sie das zu meinem bedauern kurze verzeichniß meiner den Orient betreffenden handschriften. Kommen Sie in einer Sammlung von mer als 11 000. bänden selbst nachzusehen; so stehet Inen alles zu diensten und wenn Sie mit Hausmanns kost vorlieb nemen, so werden [Sie] mir ein willkommener gast sein.

Jetzt sollte ich Inen noch über Ire kenntnisse, fleiß, gründlichkeit und verbreitung nützlicher schriften, meinen lobspruch machen! aber ich lasse das, hoffend, daß Sie es, wie ich verachten.

Das notwendigste habe ich /: wie leider gewöhnlich! :/vergessen. als Ir brief ankam, lag ich krank und bin erst vor wenigen tagen wieder vom bette aufgestanden.

Leben Sie wol! Gott befohlen! von Irem ergebenen Diener

Meersburg am 18. May 1854

Joseph von Laßberg

Nr. 14: Tobler an Grimm

[Rorschach, 10. 5. 54]

An den sehr Ehrenwerthen Herrn Professor Dr. Jacob Grimm in Berlin, so wie auch an seinen Ehrenwerthen Herrn Bruder Wilhelm Grimm

Ich ersah aus Ihrem gedankenschweren Vorworte, daß meine wenigen Beiträge nicht unwillkommen waren.

Erlauben Sie, daß ich den beigelegten Schnitzeln einige Bemerkungen mitgebe.

Sie scheinen meinem appenzell. Sprachschätze nicht recht zu trauen. Übrigens begreife ich recht gut, daß man von dem großen Haufen Baustoff hier und da etwas übersieht. Ich weiß es wenigstens aus meiner Erfahrung bei meiner Ausarbeitung der Topographie von Jerusalem. Obschon ich bestrebt bin, Allen gerecht zu sein so gelingt es mir doch nicht immer, dieses Ziel zu erreichen.

Der weitaus größte Theil der von mir aufgenommenen Idiotismen wurde einer mehrfachen Kontrolle unterworfen. Ich las sogar die schwierigen medizinischen Volksausdrücke der ärztlichen appenzellischen

Gesellschaft vor, obschon ich *als Arzt*, und zwar als praktizierender und tagtäglich mit dem Volke verkehrender, in diesem Punkte eine Erklärung mir hätte zutrauen dürfen. Vgl. Sie den appenzell. Sprachsch. XV. Sie würden auch, wie ich aus Ihrem Vorworte XXXI entnehme, gerade meiner Stellung als Arzt etwas angerechnet haben, wenn Ihnen nicht die bezeichnenden Stellen in meiner Einleitung zum Sprachsch. zufälligerweise entschlüpft wären. Ich stütze mich zumal auf Ihr Vorwort LXVI. Weil ich in der Arzneiwissenschaft Fachmann bin, so glaube ich, Sie dürfen da, wo Ihr *Chorherr Stalder* und ich über gleiche medizinische Dinge sprechen, meine [2] Erläuterungen mehr berücksichtigen. Es scheint jedoch nicht zu geschehen. *bäcken* haben Sie (S. 1792) nach *Stalder*. Bei mir finden Sie den *Becker* (39a) noch genauer erklärt, und das Vorausgehende läßt schließen, daß βηχός hier wohl nicht ins Spiel kommt. Die Ärzte haben allerdings ihre *bechica* (hustenlindernde Arzneien); der Appenzeller hat hier und da fremdartiges, z. B. *Tribunal* für *Schuldbetreibungsbehörde*, weil man *trîba* für *Schuld betreiben* sagt, und irgend eine Pfauenschweiffeder aus *trîba* ein *Tribunal* herauskünstelte, er hat von den Ärzten *Ettich* (lectica) *Chälblisblaß* («albroß») u.dgl. überkommen; allein hier vermöchte ich nichts griechisches zu erschauen. – S. 1810 bringen Sie *Bidibidi* nach *Stalder aus Appenzell*. Natürlich dürfte dieses Wort in meinem Sprachsch. nicht fehlen; (*erst nach verfluß mehrerer tage kann ich, durch unaufschiebbare geschäfte aufgehalten, den brief wieder fortsetzen. mittlerweile habe ich mein äußeres schriftwesen umgewälzt durch die gründe in ihrem vorworte zum d. Wb. überwältigt, konnte ich um so weniger anders, als ich mich von der richtigkeit des gesagten sowol in den urkunden (handschriften) als in anderen sprachen, orientalische nicht ausgenommen, selbst überzeugte. im 47. Lebensjahre bedarf es übrigens, ich darf Sie wohl versichern, eines inneren entschlusses, um sich aus dem schlendrian herauszureißen, um den so fest anschließenden panzer von vorurteilen abzuwerfen. warum sollen es aber die nicht tun, welche dem schicksale der deutschen sprache mehr aufmerksamkeit widmen als tausend andere. es sollte ein verein zur bereinigung der deutschen rechtschreibung gestiftet werden. es sollten volksschulen unterstützungen zufließen in denen die lateinische schrift ein- und das großbuchstabenunwesen ausgeführt würde. ach könnte doch noch wurzelhafter verfahren, die unnützen h ausgestoßen, v mit f verschmolzen, das doppel-v = w ausgemerzt, für w das v in aufnahme gebracht, für den sch-laut (ش) ein einzelner buchstab, etwa ê (also êwert Schwert), und für den ch-laut (č), etwa ħ (also ħk) eingeführt werden.*) ich schrieb, wie man bei uns spricht, bide beide, welche schrei[...] allein schon ihre erklärungen um vieles erleichtert haben würde. ([vgl.] appenz. sprachschatz 3.51b), *Stalder*, wie er das Wort [wohl von] [3] *Steinmüller*, Pfarrer in Gäs, bekam; dieser war aber kein appenzeller und hörte manches falsch, weswegen ich glaube, Sie würden stets wol tun, *Stalders appenzellische wörter* in meinem sprachschatze nachzusehen, weil sonst irr-

thümer, wenn auch nicht so oft, unvermeidlich werden. bei mir ging der weitaus größte theil der idiotismen, wie gesagt, [durch] die controlle; auf die richtige erfassung und erklärung des auswärtigen setzte ich einen großen werth, und in dieser beziehung, abgesehen von der historischen und etymologischen durchführung, die bei mir nur zu viel zu wünschen übrig läßt, darf sich wol mein wörterbuch mit dem irgend eines deutschen dialektes messen. Sie klagen s. XXXb, daß Stalder und Schmeller nicht genügende nachrichten über das hirtenleben auf den alpen enthalten. ich wohnte in meiner jugend nahe dem hochgebirge, mitten unter hirten, denen ich half die kühe melken u. dgl., und so finden Sie in meinem Idiotikon den wörterschatz der hirten, den sie suchen, fast ganz erschöpft. noch fällt mir bei Ihrem bick (1808) ein, den ich aus Georg Pictorius historisch nachweise. bei uns auch fig. bick, rima pudeni: ital. bucolino. un bucolino tanto piccolo che carano il sangue sottile solamente. discorsi da P.P. Magni sopra il modo di sanguinare. Roma 1613, p.9. Das diminutiv von buco = bick, bickli. ich könnte Ihnen die auszüge aus meinem idiotikon selbst besorgen; allein ich kenne Ihre bedürfnisse nicht so genau und in der besorgniß, daß ich das papier unnützigerweise schwärzen und anderen schriftstellerischen arbeiten sine fructu zeit entziehen würde, will ich über die sache hinweggehen. bei der überfülle von stoff ist es ja unmöglich, daß man es allen gerecht macht, und ich begreife gut, daß der appenzellische sprachschatz oft im schatten bleibt, hin und wieder vielleicht auch dann, wenn er selbst licht geben könnte.

Beiliegend erhalten Sie wieder einige mittheilungen. vielleicht können Sie nur wenig brauchen. das dialektische widerspiegelt die Ostschweiz, namentlich den Kanton Appenzell. das mitgetheilte ist nur auf einer blattseite geschrieben, so dass die wörter oder artikel leicht abgeschnitten werden können; mein name am ende eines artikels zeugt stets für die herkunft, und macht so die verwendung leichter. es ließen sich hier auch bei den fischern und schiffen noch idiotismen sammeln, z.b. heißt a schwicketa ein rascher windstoß, der plötzlich den wasserspiegel scharf kräuselt und selbst tropfen aufstäubt; en rûß, ein sanfter, gleichmässiger wind, der nur kleine wellen aufbläst. Der Allgäu ist auch noch zu wenig ausgebeutet; zu seiner zeit kamen daher kranke zu mir, und oft hörte ich aus ihrem munde weh-tag für krankheit. auch das Vorarlbergische gewährt gewiß noch manche beute. Bergmann in Wien hat darüber schon manches geschrieben, das alles mir bisher noch unbekannt geblieben ist. mir fiel in den auf er endenden substantiven zu St. Johann Höchst am Rhîn das ins altdutsche a schlagende auf; so messar, schnîdar.

Mögen Sie wenigstens aus meinen mittheilungen den guten willen ersehen.

Indessen grüße ich Sie, Ihrem Werke den geregeltsten Fortgang wünschend, mit besonderer hochachtung

Rorschach, 10. mai 1854.

dr. Titus Tobler, schweiz. nationalrath

Berlin 15 juni 1854

Hochgeehrter herr ich bin Ihnen nicht nur groszen dank für schon frühere zusendungen und zuschriften schuldig, sondern auch manche ehrenerklärung. Ihren letzten brief hätte ich auf der stelle beantwortet, wäre ich nicht in der eifrigen arbeitshitze alles ordentlichen briefschreibens wie entwöhnt und briefe, die man gern schriebe, ein paar tage lang aufzuschieben, hat in solcher lage gefahr; man gelangt dann im monat nicht dazu. Ihre theilnahme am wörterbuch hat mich gewaltig erfreut, so wie mir Ihre mittheilungen und berichtigungen lieb und werth sind; vielleicht haben Sie die güte zukünftig sie auch bequemer für mich einzurichten, nemlich einzelne wörter nicht hinter einander und auf schmale streifen, sondern jedes auf ein blättchen von der grösze eines spielkartenblatts zu schreiben, damit ich alles einordnen kann, ohne es ausschreiben zu müssen. doch nach Ihrem belieben, ich setze auch die mühe der umschreibung daran. mein ausfall gegen die heutigen ärzte wäre unterblieben, wenn ich dessen eingedenk geblieben wäre, was Sie sind, meinen gedanken schwebten Ihre schriften über Palästina und Jerusalem vor, die ich freilich nicht gelesen habe, von denen ich aber weisz, da meinte ich heimlich, ein geistlicher (wie **Robinson**) müsse dahin gereist sein. aus Ihrem sprachschatz 107^a 275^a hatte ich mir Ihren vater angemerkt, und aus 209^b 214^b **Conrad Tobler**. manches oder das meiste aus Ihrer vorrede, die ich vor 16 jahren und seitdem nicht mehr gelesen hatte, stand mir nicht mehr [2] gegenwärtig vor augen und nun haben Sie guten fug mich auszuschelten. Dieser tage fiel mir auch ein hübsches büchlein in die hand von einem Oldenburger arzt: volksmedizin im nordwestlichen Deutschland. Bremen bei Heyse 1854, worin es an guten sprachbemerkungen nicht fehlt; wie leicht fiele es Ihnen ein noch viel besseres werk dieser art aus der Schweiz zu schreiben, wenn Sie einmal fertig sind mit Jerusalem.

Das deutsche wörterbuch ist ein freilich breitangelegter versuch, wie solche werke lebendig und zugleich gelehrt werden könnten. natürlich hatten noch gar viele fehler und mängel, die auch der kraft des einzelnen, oder zweier zu meiden unmöglich ist. Ihrem sprachschatz will ich inskünftige mehr vertrauen. **Stalder** war mir durch längere gewohnheit lieb geworden; ich höre dasz zu Luzern bedeutende von ihm gesammelte nachträge aufbewahrt werden, auch wollten die Züricher ein neues, gemehrtes schweizer wörterbuch sammeln und geben. dasz ich den werth der Schweizer sprache erkenne, glauben Sie mir.

Auch ermutigt mich Ihre zustimmung in der schreibweise auf meinem guten recht zu beharren.

Nochmals dank, und nehmen Sie vorlieb mit diesen wenigen und sogar eilig geschriebenen zeilen
Ihr Jacob Grimm
was heute zu sagen vergessen wurde, ein andermal.

[23. Mai 1855]

Hochverehrter Herr Doktor.

Es ist Ihnen vielleicht nicht unangenehm, folgenden kleinen artikel in Ihre Zeitschrift, die ich mit so vielem interesse lese (Die Deutschen Mundarten), aufzunehmen.

Ihrem unternehmen den besten fortgang wünschend, grüßt mit wahrer Hochachtung Ihr ergebener Dr. Titus Tobler, schweiz. nationalrath

Horn, bei Rorschach, 23. Mai 1855.

Das anscheinende abfallen des vorlings ge der partizipien.

In der Schweizer-mundart verschwindet eigentlich der vorling ge nicht; sondern weil der vokal überall weggestoßen wird = g', z.b. lîda glîtta, rîta grîtta, so geschieht in gewissen anfügungen ein solcher zusammenstoß von konsonanten, daß man meinen möchte, g' falle hier ganz weg, oder daß dieses wenigstens nicht mehr vernehmlich genug ausgesprochen wird oder werden kann. dies ist der fall, wenn g' den buchstaben [2] b und p, d und t, g, ch, k und q, so wie z vorangeht. eigentlich sollte man überall gb (bûta, gbotta), gp (prîsa, gprisa), gd (dûta, gdût't), gt (trîba, gtriba), gg (grîffa, ggriffa), gch (chocha, gchochet), gk (kalfaktera, gkalfakteret), gq (quela, gquelt), gz (zîla, gzîlt) aussprechen; allein man spricht und hört eigentlich nur eine duplikazion oder intension, wie: bb (bbotta), pp (pprisa), dd (ddût't), tt (ttriba), chch = k (kochet), kk (kkalfakteret), qq (qquelt), zz (zzîlt). in meinem appenzellischen Sprachschatze glaubte ich hier von der regelmäßigen schreibung abgehen und mich nur dem ohre fügen, folglich an die duplikazion mich halten zu sollen, allein bei reiferem nachdenken scheint mir doch besser, wenn man in der schreibung das verklingende, im grunde geistig oder gesetzlich doch vorhandene g' aufnimmt, und zwar hat man dazu um so mehr recht, als es die duplikazionssprache nicht stört; man spricht gerade das aus, was man kann, und dann hat man das, was man soll. im übrigen ist dieses g' bei den Schweizern ziemlich hart, so daß es beinahe in das deutsche k hinüberläuft. auch scheint [3] gessa (part. von essa) nicht dem neuhochdeutschen, von der regel abweichenden gegessen, obschon man allerdings auch ggessa schreiben dürfte, zu entsprechen, sondern der einfache vorling g' zu sein.

Dr. Titus Tobler.

[20. Feb. 1856]

Sehr ehrenwerther herr Professor.

Ich habe Ihren grundriß einer grammatik für die deutsche Schweizer-

sprache mit großem interesse gelesen (Frommanns deutsche ma.1 1855, 470 ff). wer Ihre phÿsiologie der sprache kennt, wußte zum voraus, daß etwas tüchtiges gegeben werde. wenn ich nun in diesem briefe mir erlaube, einige bemerkungen zu machen, so soll es nicht in ferne den schein haben, als wolle ich Ihre gründlichkeit angreifen, die bekanntlich über den zweifel erhaben ist, sondern als Schweizer sehe ich mich nur veranlaßt, die leichte rolle eines dolmetschers des ohres zu übernehmen. es läßt sich nicht leugnen, daß für uns manches leicht hält, was für den Deutschmann schwer.

Sie machen den Schweizern den vorwurf, daß sie in der schreibung ihrer mundart meist zu schüchtern gewesen, was ein haupthinderniß in der einsicht des fraglichen wahren bestandes sei. dieser vorwurf, glaube ich, trifft meinen a. sprachschatz nicht. Ich war durchaus bemüht, so zu schreiben, wie man spricht, und auf treue aufnahme des mundartlichen dürfen Sie zählen. in der Schweiz hat man mich deswegen noch nie angefochten. – schatta, schatten; schäda, schaden, wird nicht schaddo* ausgesprochen. wir sagen ligga, legga, und so schreiben wir auch; wir sagen aber nicht säggo, Dräggo** (trä), sondern säga, trāga; gesetzlich sollte es allerdings trāga, sägga sein. das ist willkür des dialektes. wir sagen nicht dāg, dôr, sondern entschieden tåg, tōx. woll, fill, spill nicht überall so, sondern meist wol, vil (in Innerrhoden vüll), spil (kurz, aber ohne schärfung, meist aber lang = spîl). das werr kenne ich nicht. man sagt wehr (wēr) ond wōffa. – Sie protestiren gegen die diphthonge ũ (ue), ũ und ie. eine protestazion aus der feder eines mannes von Ihrem ge[2]wichte verdient in hohen [!] grade beachtung. neben den diphthongen ou, öu, ei fand ich, nach meinem ohre, parallel uo, üo, ie; also frou, fruo (letzteres schwäbisch); troü oder tröu (treu), trüo (ha, gedeihen); dei (dort), die. diese uo, üo, ie (es gibt da verschiedene nuancen: uo, ue, ua; üo, üe, üa; iè und ié) sind entweder kurz oder lang, z.b. buob, rûob, blüoa, blüota, niedera (jeder), schîer. – wir haben tûr, nicht dûr; tûf, nicht düf; vertruûsa, gûûsa, gnûûsa (so frui, als sterne-re), schûûsa, flûûsa, also nicht mit einem s, was unserem ohre ganz zuwider wäre.

Wir unterscheiden im Appenzeller-Lande säga (aber nicht sägga), dicere, von sèga (aber nicht sègga), serra disjungere, gar wol. wenn die S. Galler für beides sèga brauchen, so lachen wir sie aus. das wort sèga (benedictio) wird übrigens bei uns grade ausgesprochen wie sèga (serra disjungere). nun haben wir, neben einander: 1. säga (bei den Zürchern sâga), dicere, 2. sèga/secare und benedictio, und 3. sééga(ns), [anser lacuc?] was wir sehr genau unterscheiden, ohne daß wir an subtilitäten denken. 1. ist das englische breite ä, vorkömmlich im österreichischen schwâz, 2. das è der Franzosen und 3. ihr é. – wir sagen tōra, nicht dōra. nun haben wir genau wie die Franzosen zwei ö, ein ö in peu und eines in peur, malheur, kurz und lang. in tōra steckt das lange malheur-ö. in pfô (südwind), hō haben wir nicht dieses ö, sondern das neuhochdeutsche oder das peu-ö;*** dagegen in chönna das malheur-ö kurz, während schō hier das malheur-ö, dort das

peu-ö hat; in Innerrhoden, im Hinterlande, in Teufen klingt in schön das neuhochdeutsche ö (das peu-ö) und weiter im Osten das malheur-ö, so daß gerade das höhere und tiefere ö in schön charakteristische kennzeichen sind, um den Hinterländer vom Vorderländer [3] zu unterscheiden.

*Sie werden sich aus meinem Sprachschatz erinnern, daß ich in unserem Lande die Grenze des Schweizer-ch (arabisch *č*), *χ* fand.*

Haben Sie irgendwo Anstand und wünschen Sie Aufschluß, so bin ich jederzeit bereit, welchen zu erteilen.

Unterdessen die Aufmerksamkeit, welche Sie der Schweizer-Sprache schenken, warm verdankend, zeichne ich mit wahrer Hochachtung.

Horn, bei Rorschach, 20. Nov. 1856 Dr. Titus Tobler, Nationalrath.

* also ohne Schärfung

** Ihr *gg* kennen wir ganz gut. *bléga*, *blègga* was sehr verschieden, wie *wèga* (wägen), *wéggga*. – *egg*, *egga* u.s.f.

*** im Kurzenberge klingt freilich in *pfô* und *hô* das tiefe ö (*leur-ö*)

Nr. 18: Rapp an Tobler

[Tübingen, 22. 2. 56]

Hochverehrter Herr

Meinem kleinen Aufsätze über Schweizer Grammatik konnte wahrlich keine größere Ehre widerfahren, als daß sie der Mann einer Aufmerksamkeit würdigt, den ich unter allen Jetztlebenden unbedingt als den competentesten Richter über dieselbe anerkennen muß. Glauben Sie nicht daß diß ein Compliment sein soll; ich habe oft u. längst den Wunsch getragen, mich darüber mit Ihnen zu verständigen. Was mich immer zurückhielt, war die Frage, ob Ihre vielseitigen Beschäftigungen als Arzt, als Orientalist u. als Staatsbeamter Ihnen auch noch jetzt die Zeit lassen möchten, sich mit der unschuldigen Dialectologie zu befassen, der Sie in Ihrem appenzellischen Sprachschatz ein so solides Monument errichtet haben. Als ich vor Jahr u. Tag meinen schweizerischen Wilhelm Tell wieder vornahm u. umschrieb, gab mir *Ludwig Uhland* Ihr Buch in die Hand, das ich bis dahin gar nicht gekannt hatte, u. wie erstaunte ich, den schwierigen Stoff mit einer Virtuosität gehandhabt zu sehen, der mir, wieder ohne Compliment, sogar *Schmeller* an phonetischer Präcision zu übertreffen schien. Das einzige was ich beklagte, war die Beschränkung des Buchs auf Appenzell. Ich sagte mir, was wäre ein solches Werk über die ganze deutsche Schweiz von diesem Autor erst von Werth! Aber freilich eine unendliche Aufgabe.

Um nun aber auf meine kleine Arbeit zurückzukommen, so hoffe ich wir werden uns über unsre Differenzen verständigen können. Zum

großen Nachtheil gereicht mir, daß von dem Aufsatz ein so kleines Bruchstück abgedruckt ist u. daß der Nürnberger Redacteur sich so lange besinnt die Fortsetzung zu geben. Wir müssen darum vor allem die Grundgedanken unsrer beiderseitigen Sprachauffassung ins Auge fassen. Die Hauptdifferenz wird sich dahin definieren lassen, Sie gehen von den concreten Localmundarten aus und suchen dieselben durch Vergleichung zu beleuchten; ich ging gewissermaßen *a priori* von einem idealen Schweizerisch aus, dessen Basis eigentlich das Mittelhochdeutsche ist, u. auf das ich erst das Localschweizerische stückweise zu übertragen den Versuch machte.

Betrachten wir nun die einzelnen Partien, so muß ich folgendes bemerken. Über die Differenz der Consonanten, nämlich wie sich hier *d* u. *t*, *s* u. *ß* zu einander verhalten, darüber will ich heute noch gar nicht sprechen, weil dieser Abschnitt meiner Abhandlung noch nicht abgedruckt ist u. ich meine Ansicht doch von meinem Text aus vertheidigen möchte.

Das zweite wäre der Vocalismus. Über die beiden Laute des *ö* sind wir wie mir scheint ganz derselben Ansicht. Ich habe dieselben in meiner Grammatik durch die beiden Zeichen *ö* u. *õ* zu unterscheiden gesucht; sie nennen den ersten Laut den französischen in *peu*, den zweiten den in *malheur*. Meine Aussprache *hõn*, *shõn* habe ich dem Züricher Dialect entnommen; nun sagen Sie aber die beiden Laute werden in verschiedenen Districten ganz entgegengesetzt angewendet, folglich hatte ich wohl das Recht, mich auf eine graphische Scheidung beider Laute gar nicht einzulassen.

Schwieriger ist es mit den *ä* Lauten. Ich habe das breite englische *ä* als den in der Schweiz vorherrschenden Laut angenommen u. bin auch noch dieser Ansicht, daher ich mein *ä* Zeichen im allgemeinen als das englische *a* zu verstehen bitte. Das französische *è* von *é* überall zu scheiden würde in der Schrift zu unendlichen Verwicklungen führen, u. ich habe deswegen erklärt, auf diesen Versuch zu verzichten. Ich überlasse es daher dem Leser ob meine *e* im einzelnen Fall als *é* oder als *è* besser zu sprechen sind. Diese Nothwendigkeit werden Sie vielleicht auch zugeben.

Was die Diphthonge *uo*, *üe*, *ië* betrifft, so haben wir Süddeutsche dieselben ja auch, aber bei uns läßt sich durchaus keine Differenz an Länge u. Kürze der einzelnen Laute erkennen; ich habe in der Physiologie dem ersten Laut eine schwebende [...]telzeit beigeschrieben. Wenn Sie nun in Ihrem Dialect in *buob* u. *ruob* u.s.w. eine Differenz hören, so zweifle [ich] keinen Augenblick, daß eine solche vorhanden sein muß; ich habe eben keine Anschauung der Sache u. könnte mich darüber [auch] nur durch eine mündliche Mittheilung belehren.

Ich komme jetzt auf die Hauptsache, auf die Quantität. Ich gehe von der mittelhochdeutschen Unterscheidung von Schärfung Kürze u. Länge aus, wie Sie. Ich habe in der Schweiz das bestehende erst beobachtet, habe ferner sieben Jahre zu Rotweil im Schwarzwald gelebt, wo diese schweizerische Quantität in der Hauptsache ebenfalls im Localdialect lebendig

ist. [2] Sie haben vielleicht in den früheren Heften der *Frommannschen* Zeitschrift meine oberschwäbischen Sonette zu Gesicht bekommen, welche nach diesem System der Quantität construiert sind, das heißt nach der mittelalterlichen Quantität, so wie dieselbe in der Schweiz u. im Schwarzwald heutiges Tages noch lebendig ist.

Ich habe mich daselbst im Vorwort über die Sache dahin ausgesprochen: Es ist Regel, daß die ehemals kurze Silbe im Auslaut jezt lang lautet, das heißt mit gedehntem Vocal, das alte *tăc*, *tôr* lautet jezt *tâg*, *tôr*. Damit sind Sie einverstanden. Daß die alte Schärfung, sowohl mehrfache Consonanz als alte Geminazion, so wie der altlange Vocal in der alten Geltung bestehen, das versteht sich von selbst. Die Frage kann also nur noch sein, wie ist es den ehemals kurzen Tonvocalen im *Inlaut* ergangen? Hier ist das Hauptgesetz: Sie lauten heute noch kurz; das mittelhochdeutsche *nägel* ist nicht wie in der neuhochdeutschen Sprache in *nâgel* oder *nâg'l* übergetreten, sondern es lautet noch *nägel* oder auch *näg'l*. Dem Hochdeutschen ist *sâgen* u. *frâgen* ganz gleich geworden, während d. Schweizer, im Durchschnitt der Localdialecte gerechnet, das erste Wort noch kurz spricht.

Nun sagen Sie: *schăda* wird nicht gleich *schatta* gesprochen; das sage ich auch, ich behaupte aber, das schweizerische *schăda* steht vom hochdeutschen *schâden* viel weiter ab als von dem Wort *schatta*. Ich denke Sie werden mir diesen Satz auch zugeben. Wenn Sie aber mir dieses zugeben, so getraue ich mir mein Verfahren vor Ihnen zu rechtfertigen.

In dem obgenannten Vorwort zu meinen oberschwäbischen Sonetten steht wie folgt:

«Die ehemals kurzen Wurzelvocale werden da, wo sie inlauten, noch heute kurz, u. da man genöthigt ist, diese Messung an den Maßstab der heutigen Schriftsprache zu halten, eher geschärft als gedehnt gesprochen, *obwohl ein leichter Unterschied* zwischen Kürze u. Schärfung allerdings noch zu hören ist, *der aber* sich in der rhythmischen Währung übersehen läßt. [»]

Damit ist der Grundsatz meines Verfahrens ausgesprochen. Will ich für ein deutsches Ohr das schweizerische *schăda* schreiben, so ist die Schreibart *schado* unmöglich, weil es mir jeder Deutsche wie *schâdo* ausspräche; es bleibt mir also kein andres Mittel als *schaddo* zu schreiben u. die kleinere Differenz, die zwischen diesem Wort u. *schatto* allerdings noch besteht, zu *übersehen*.

Daß ich hiebei auf Localdifferenzen keine Rücksicht nehmen kann, werden Sie für meinen Standpunct zugeben. Wenn Sie in Appenzell *šăga* sprechen, so müssen Sie mir wohl erlauben, als Deutscher dieses *säggo* zu schreiben; wenn Sie aber *trâga* sprechen, so werden Sie mir ebenfalls erlauben, diese Form unhistorisch u. verdorben zu nennen, wie Sie selbst zugeben.

Daß Sie das kurze *wol*, *vil* nicht als *woll*, *fill* wieder erkennen wollen ist glaub' ich ein Vorurtheil des Auges, denn im Auslaut wüßte ich beide

Fälle gar nicht zu unterscheiden; die Form *spil* wäre dem allgemeinen Gesetz gemäß, ist aber wie Sie selbst sagen, nicht die allgemeine. Die Form *wër* hab' ich glaub' ich *a priori* gemacht, weil mir im Augenblick kein besseres Beispiel mit *R* einfiel, es werden sich da wohl andre finden.

Ich bin äußerst begierig, was auf Sie u. das Schweizerrohr im Allgemeinen mein Wilhelm Tell für einen Eindruck machen wird u. ich bitte herzlich, mir sobald er gedruckt ist darüber Ihre Meinung mitzutheilen. Möglich, daß Sie als Schweizer meine Orthographie anders lesen als ich sie spreche, aber eine innerliche Consequenz hoffe ich soll aus der Mundart herausklingen.

[D]ie Hauptsache wird sein, daß wir uns einmal von Angesicht sehen, denn auf dem Papier lassen sich die Dinge schlechter[din]gs nicht ausmachen. Wenn Sie im nächsten Herbst in Ihrer Heimat sein sollten, so denke ich bestimmt Ihnen meine [Auf]wartung zu machen; ich habe schon lange die Sehnsucht, Ihren schönen See wieder einmal zu sehn. Auch habe ich noch [ein]en andern eigennützigen Grund. Ich treibe seit einem Jahr Sanskrit u. lese gegenwärtig den *Nalas*. Ich schmeichle [mi]r sogar den phonetischen Bestand des SanskritAlfabets mit Hilfe der *ßlawischen Sprachen* vollständig entziffert zu haben, wo unsre europäischen Philologen gewaltig im Irrthum stecken. Für meine phonetischen Studien ist mir aber immer noch ein großes Hinderniß im Wege, indem ich durchaus keine Vorstellung von dem Lautwerth [3] des semitischen das heißt des arabischen Alphabets habe u. in dieser Verlegenheit könnte mir gewi[ß] kein Mann besser unter die Arme greifen als einer der zu gleicher Zeit Orientalist u. Phonetiker ist, wie Sie.

Darum gestatten Sie, Hochverehrter Herr, mir nochmals den herzlichsten Dank für Ihr gütiges Schreiben auszudrücken.

Hochachtungsvollst

Professor Moriz Rapp

Tübingen, 22 Februar 1856.

Nr. 19: Rapp an Tobler

[Tübingen 5. 9. 56]

Hochverehrter Herr u. Freund

Aus meiner Reise an den Bodensee wird leider in diesem Jahre nichts mehr werden. Einmal ist das Wetter bereits rauh u. ich bin mit Catarrh u. Gichtschmerzen geplagt. Sodann hab' ich allerlei Schwierigkeiten zu schreiben die ich nur in der Vacanz vornehmen kann. Endlich erlaubt es auch im Augenblick meine Cassa nicht, denn ich kann leider nicht reisen ohne viel Geld zu brauchen. Ich muß mir also das Vergnügen, Sie in Ihrem

Hauswesen zu begrüßen, für das nächste Jahr vorbehalten. Gestern Abend traf ich *Uhland* in der Post, der Ihnen den Gruß freundlichst erwiedern läßt. Er sagte mir, die Schaffhauser Handschrift, von der Sie schreiben, sei ihm nicht bekannt gewesen u. er werde sich gelegentlich danach umsehen. Auch Professor *Holland* bittet mich Sie zu grüßen; *Keller* ist gegenwärtig in Baden. Daß Sie meine Schweizer Grammatik als ein rein grammatisches Problem ansehen ist gerade das was ich beabsichtigte; es soll nichts weiter sein als ein theoretisches Curiosum oder eine historische Beleuchtung der Mundart. Vielleicht kommt doch einmal ein Schweizer, der daraus wieder was andres macht u. es anders benutzt, u. wenn das auch erst in zwanzig Jahren geschieht. Was man mit unsern Localmundarten ausrichten kann, hoff' ich auch wieder an einem *Specimen* zu zeigen, denn meine Marzialischen Gedichte sind jetzt zu einem ganzen Büchlein angewachsen u. in Rubriken gebracht; wenn es jemand will, will ich sie drucken lassen.

Daß Ihnen unser Tübingen einen so freundlichen Eindruck hinterlassen ist mir äußerst erfreulich. Glauben Sie mir, daß wir alle hier mit Vergnügen der leider zu wenigen Stunden gedenken, die Sie unter uns zugebracht haben, u. so wollen wir auch für die Zukunft hoffen, daß ja Schweiz u. Schwaben zwei Nachbarländer sind, man sich also wiedersehen kann.

Herzlichst grüßend
Tübingen, 5 Sept. 1856.

Ihr ergebener Moriz Rapp

Nr. 20: Staub an Tobler

Zürich, 3. Juli 1862.

Herrn Dr. Titus Tobler in Horn
Hochgeehrter Herr!

Sie haben aus dem Entwurf zu einem öffentlichen Aufruf, den wir Ihnen vor einiger Zeit zuzustellen die Freiheit nahmen, ersehen, daß Zürich endlich aus seiner Apathie erwacht, an der Sie vor vielen Jahren schon rüttelten. Es hat allerdings lange Zeit gebraucht, bis Ihre Aufforderung packte, aber Sie haben die Genugthuung, daß sie nicht unbeachtet verhallt ist. Wir glauben, es werde das lange Warten sich vergüten durch die Ausdauer derer, die sich an die Arbeit machen wollen, und durch die umfassendere Anlage des Unternehmens. Wie Sie aus unserer frühern Einsendung bereits entnommen haben, geht unser Plan dahin die Kantons-grenzen zu überschreiten, die ohnehin im Flachland keine innere Bedeutung für den Dialekt haben – anders als beim Säntisstock, um den herum das bestimmt markierte u. vom Flachland scharf abstehende Völklein ge-

lagert ist, das Sie zum Gegenstand einer Detailstudie machten. Wir wurden dazu auch noch angeregt durch die Erwägung, daß von der Arbeit, die für jeden einzelnen Kanton zu thun wäre, wenn kantonsweise die Dialekte gesammelt u. herausgegeben werden wollten, ein großer Theil sich wiederholt, sofern sie sich auf das bezieht, was allen schweizerischen Mundarten gemeinsam ist; ein Gesamtwerk kann über mehr Mittel, materielle und geistige, verfügen, u. erweckt auf beide Seiten hin, bei den Produzenten u. den Consumenten, größere Theilnahme. Ausschlag gab die Befürchtung, es möchten manche [2] Kantone noch länger zaudern u. dadurch die Gefahr unersetzlichen Verlustes laufen, wenn nicht von einem andern Punkte aus die Anhandnahme der Arbeit veranlaßt werde. Somit sahen wir uns auf den Weg gestellt um den Gedanken des sel. *Stalder* neuerdings aufzunehmen.

Sie, verehrtester Herr Doktor, haben – daran brauchen wir keinen Augenblick zu zweifeln – gewiß mit warmem Interesse unser Vorgehen beobachtet, u. stimmen wohl auch in diesem speziellen Punkte betreffend den Umfang des planierten Werkes mit uns überein. Wir unsererseits halten es für eine besondere Pflicht Sie vor Allen in Kenntniß zu halten über das Unternehmen; so wie es uns daran gelegen sein muß, daß der Mann, der uns durch seine musterhafte Lösung eines Abschnittes der Gesamtaufgabe den Weg zur Nacheiferung vorgezeichnet hat, sich herbeilasse dem neuen Unternehmen mit zu Gevatter zu stehen. Materielle Förderung unserer Arbeit so weit sie den Kanton Appenzell beschlägt, haben wir wohl nicht, wenigstens nicht in namhafter Weise zu erwarten nach dem Reichtum, den Sie in Ihrer Sammlung verarbeitet haben. Zwar von absoluter Vollständigkeit kann bei solchen Arbeiten nicht die Rede sein; es mag also noch Einiges seit der Zeit nachgetröpfelt sein, Andres noch auf die zusammentragende Feder warten. Sie würden dann wohl die Güte haben, uns zu dem nachzutragenden Material zu verhelfen. Auch würden Sie uns wohl Ihre Winke u. Rathschläge nicht vorenthalten, die Sie als der praktisch Geübte u. Erfahrene uns, die wir noch keine Vorstellung haben, wie man das Technische der Aufgabe auf's Geschickteste bewältigt, gewiß in reichem Maße ertheilen könnten. Einen Wink haben Sie uns indirekt bereits in Ihrer Vorrede ertheilt, den wir uns zu Nutze machen werden. Wir werden nämlich in der Einreihung [3] der Wörter der Verlockung gelehrter Theorien widerstehen u. uns durchaus an das übliche Alphabet halten, welcher Anordnung neuerdings auch *Grimm* entschieden das Wort geredet hat. Aber welcher Dialekt soll bei der alphabetischen Einreihung eines Wortes der maßgebende sein? Die Lösung wurde uns durch eine andre Schwierigkeit an die Hand gegeben. Wenn man die wirkliche Aussprache mit möglichster Genauigkeit verzeichnen will, so entstehen Figuren, die dem Ungeübten u. auf den ersten Blick sehr schwer zu erkennen sind; auch werden die Wörter dann in solche Lagen gerückt, daß sie nur der leicht findet, der die Lautgesetze jedes Dialektes im Kopfe hat,

also fast Niemand. Wir können uns aber der lautlich genauen Bezeichnung unmöglich entschlagen; wir werden uns durchaus an Ihren Vorgang anschließen, entgegen *Stalder*, dessen Schreibung uns im Stiche läßt, sobald wir grammatikalische Untersuchungen anstellen möchten. Um die Vorzüge beider Systeme zu vereinen u. die Schwierigkeiten zu umgehen, sind wir auf den Ausweg gekommen, jedem Artikel eine nach Lautgesetz u. Analogie erwogene Verhochdeutschung an die Stirne zu setzen, u. nach diesem verhochdeutsch[t]en Worte die alphabetische Einreihung zu vollziehen. Die verschiedenen dialektischen Formen des betreffenden Wortes können dann ohne zu genieren lautgetreu aufgeführt werden.

Glauben Sie nicht, es wäre in der Schweiz Stoff genug vorhanden, u. lohnender Stoff, um aus Sprichwörtern, Räthseln, Sprüchen, Reimen, Liedern u. dgl. eine eigene Sammlung zu machen? Es hätte dieses doch die praktische Bequemlichkeit, daß das Wörterbuch u. die Grammatik durch Ziffern auf die zu Belegen passenden Formen verweisen könnten u. nicht den selben Inhalt mehrmals wiederholen müßten. Ich vermuthe, Sie u. *Schmeller* haben ähnlichen Stoff in Ihre Wörterbücher verwoben, auch um sie vor dem Untergang zu bewahren.

Indem wir Ihnen schließlich nochmals unser Vorhaben warm empfohlen haben möchten, grüßen wir Sie mit Hochachtung

Namens des Ausschusses der Antiquarischen Gesellschaft F. Staub.
N° 308 Zeltweg.

[Vor Nr. 21 liegen drei weitere Briefe Toblers an das Schweiz. Id. bzw. an Staub vom 5.7.62, 7.7.62 u. 12.9.62]

Nr. 21: Tobler an Komm. f. Schweiz Id.

[1. April 1863]

Tit.

Ich ermangle nicht, Ihre freundliche einladung vom 20. merz zu erwidern. Vielleicht zählen Sie darauf, daß der alte arbeiter auf dem felde der idiotikographie in Olten nicht fehlen werde. Wenn ich nur meine lust fragen würde, so müsste ich mitten unter den arbeitern am schönen werke sein. Vor einem drittelsjahrhundert arbeitete ich, so zu sagen, einsam und unbeachtet, – wie müsste ich mich jetzt freudig gehoben fühlen, da so manche einander mit begeisterung die hand reichen und auch meine bestrebungen im vaterlande größere anerkennung finden. Allein ich bin praktischer arzt; mein beruf nimmt viel zeit in anspruch; gewöhnlich im herbeste unternehme ich [2] eine mehrwöchentliche reise, die mich gerade

nöthigt, die übrige zeit mit einer gewissen rigorosität zu hause zu bleiben, wenn nicht die praxis wirklich gefahr laufen soll. Es wird mir übrigens, trotz meiner abwesenheit, ungemein anliegen, was die idiotikalische tagsatzung in Olten beschließen und nicht beschließen wird, und dankbar werde ich den gedruckten bericht empfangen, wie ich Ihnen oder dem comité auch für die aufmerksamkei danke, mit der Sie mir den bericht in der schweizerischen lehrerzeitung zusandten.

Im weiteren versichere ich Sie auf das bestimmteste, dass ich beiträge bereit halte, um sie der redaktion des schweizerisch-deutschen Wörterbuchs zu schicken. Nur möchte ich mit dem senden noch zuwarten, theils weil ich immerfort sammle und so die beiträge immer reicher ausfallen werden, theils weil eben jetzt ein [3] büchlein unter der presse ist und zwei werke über Palästina in arbeit liegen. Sobald indess ein frischer ruf von Zürich an mich ergeht, will ich die mußtunden heraussuchen, um demselben nachzukommen. Auch aus dem grunde mochte das warten gerechtfertigt erscheinen, weil bisher über das schriftsystem noch nicht entschieden ist.

Es dürften übrigens jahre vergehen, bis das manuskript für den ersten der voraussichtlich zahlreichen bände druckfertig sein wird. Das werk nach dem vorliegenden plane wird ein sehr großes, weniger schweres als ungemein viel zeit erforderndes, und nur die theilung der arbeit, die vertheilung von branchen oder stücken in verschiedene hände, versteht sich, unter einheitlicher oberleitung, kann rasches erscheinen des buches ermöglichen. Wie auch aber, möchte ich sagen, die arbeit ausfällt, sie wird eine höchst verdienstliche, eine unerschöpfliche fundgrube für den philolo[4]gen, den historiker, namentlich den kulturhistoriker sein.

Wenn ich dem werke noch auf andere weise als durch zusendung von beiträgen, abgesehen vom redaktionsgeschäfte, förderlich sein kann, so finden Sie mich jederzeit bereit. Es ist auch sache des patriotismus, da mitzuhelfen, wenn man mithelfen kann.

Hochachtungsvoll grüßt

Ihr ergebener Titus Tobler

Horn, 1. april 1863.

Nr. 22: Tobler an Thomann (?)

[4. Juli 1863]

Verehrter Herr Professor.

Ich danke Ihnen für die unter'm 25. mai mir zugesandten proben. Schon in einem andern schreiben theilte ich dem ausschusse mit, dass ich meine beiträge, und deren sind ziemlich viel, senden werde, sobald Sie gesonnen sind, zur ausarbeitung zu schreiten.

Ob an der versammlung in Olten Abbetzell vertreten war, möchte ich gelegentlich fragen; denn Leuzinger ist ein Glarner, und was ein Glarner, nämlich Steinmüller, früher schon für Abbetzell that, weiß man, da einiges nicht den stempel der genauigkeit trägt. Auf die Steinmüllerschen, nicht überall verlässlichen beiträge zum stalderschen Idiotikon machte ich seiner zeit auch Jakob Grimm aufmerksam. Am besten halten Sie sich an den Kantonsschullehrer Schoch in Trogen.

Lieber als die mitgetheilten proben oder beispiele würde ich ein nach maßgabe der vorhandenen baustoffe von Ihnen vollständig ausgearbeitetes muster (ein idiotismus) gesehen haben. Es finden sich unter den proben einige, die nicht als mustergültig angesehen werden mögen, und doch besorge ich, [2] dass von weniger eingeweihten oder selbständigen sie zum muster genommen werden. Sie werden ohne zweifel die erfahrung machen, dass es weniger eingeweihte und selbständige die menge gibt. Ich lese manches im schwizertütsch geschriebene, meist aber mit ärger, weil es auch gar zu sehr von barbarismen wimmelt. Selbst ein mitglied Ihrer Oltener-versammlung, Bernhard Wyß, ließ mich im ersten worte seines buches: Schwizerdütsch, zwei schreibfehler entdecken; denn er hätte Schwizertütsch schreiben sollen.

Schwyz. Mir scheint phâb nicht richtig. Es sollte wie bhâb stehen. B vor h muß immer stark erscheinen, weil eine andere aussprache nicht möglich ist. Nur das nebenwort bhâba (bhâba n'am wasser) findet sich nicht bei Stalder. Es entspricht ganz dem englischen close.

Basselland. Die abbetzeller sagen obschratta, obschrätta, o kurz, ein von oben nach unten länglicher korb, worein das obs gesammelt wird. Man hört bei uns nichts anderes als obs, nie obst, dim. öbsli. – all pott bei uns, durchaus nicht all bott, in Horn dafür all schmütz, doch mit der potenzirten bedeutung einmal über das andre. – Um den betrunkenen zustand zu bezeichnen, gelten auch alle die ausdrücke in der Ostschweiz, mit ausnahme von hieb, sabel, schlag und chätzer. Wol sagt man: en chätzersch rûsch; rausch ist aber deutsch in der schrift.

Nidwalden. Er cha 's vaterunser ist wol neuhochdeutsch. gchenna in Stalder nicht, ist mir etwas [3] räthselhaft. Einfach wäre kenna; dann wäre aber, was auffallend, ch, das arabische ħ, das spanische j, in k aufgelöst, was man sonst erst am Ostsaume der Schweiz wahrnimmt, um im Walserthal (Vorarlberg) das ch (cha) wieder erstehen zu sehen. Allein in Unterwalden besteht ch durchgängig, und so ist die erklärung nicht stichhaltig. Chenna, bei uns das partiz. ghennt (nicht gckannt), obwol wir erchanntnuss haben.

Luzern. Bei uns der îma, mh. wie einh., das gesammte bienenvolk in einem korb. Die einzelne biene heisst das îmli oder bîli. Also ist der einsender zu berichtigen.

Schwyz. Bei uns ebenfalls enn usakeia, im streite einen (aus der stube) hinauswerfen. Abbetzellisch abakeia, abaghia, hinunterwerfen, hinunter-

fallen, dann *uneig.* durchfallen, z.b. im examen, einen prozess verlieren. Niedrig der ässa ist ufkeit (gewöhnlich ufgbrocha oder ufgganga), die eitergeschwulst hat sich geöffnet. Er hed's bi-n-em verheid, *uneig.* er hat bei ihm das spiel verdorben. Von einer frauensperson sagt man, dass si verheit sei, wenn sie ihre jungfrauschaft nicht mehr besitzt, oder wenn sie an einer verdächtigen krankheit leidet. In der anständigern, geflissenern sprache sucht man keia, ghia bei uns, so viel möglich, zu meiden.

Zürcher-Oberland. Man hört in dieser gegend (am Bodensee) auch gottverchib. Mein abbetzellisch-deutsches Wörterbuch scheint den verfasser verführt zu haben, daß er die formen gottwolkeit, [4] gottikeit, godika dem Obertoggenburg zuschreibt; allein meine abkürzung Obert. ist, wie auf s. L zu ersehen, als oberteutsch zu verstehen. Das wort wurde nie gar häufig gebraucht, hängt jetzt noch zähe, und glaubt man an ein aussterben, so ist es jedenfalls ein langsames.

Wenn ich mit zeit und weile Ihnen die beiträge senden werde, so sollen die einzelnen artikel je auf blättchen von der größe einer spielkarte geschrieben sein, weil ich weiß, wie sehr dadurch das werk der ausarbeitung erleichtert wird.

Natürlich kennen Sie Durheim's schweizerisches Pflanzenidiotikon; weniger bekannt dürften Ihnen dr. B. Wartmanns beiträge zur st.gallischen Volksbotanik (St.Gall., Scheitlin u. Z., 1861) sein, die recht brav sind und Ihnen dienen können.

Da Sie mich als mitglied ansehen möchten, so bitte ich Sie, wenn es zum zahlen kommt, auch klingende beiträge bei mir zu erheben.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener

Titus Tobler

Horn, 4. julius 1863.

[Am Briefrand ein Nachtwächterruf aus Horn]

Nr. 23: Tobler an Thomann

[18. März 1864]

[gedruckt:] Erklärung.

Unterzeichneter erklärt sich bereit, zu Gunsten des «schweizerdeutschen Wörterbuches» beizutragen:

Für Jetzt Franken

Für die fünf Jahre 1864–1868, alljährlich im Mai, je Franken [handschriftl.] zehn

Ich bitte, im mai 1864 diesen betrag einfach auf der post nachzunehmen.

Horn, den 18. merz 1864.

Dr. Titus Tobler

Sie werden wol den beitrage nicht zu gering finden, wenn Sie erwägen, dass ich unter den lebenden Schweizern der einzige idiotikograph bin, dass ich bisher den größten beitrage unter ihnen lieferte, dass ich bei herausgabe meines abbetzellisch-deutschen Wörterbuches nicht nur kein honorar bezog, sondern dass ich mich gegen den verleger verpflichten musste, ihm 100 exemplare, je eines zu 4 fl., das ich um 4 fl. 15 kr. verkaufte, abzunehmen, und dass ich diese 100 exemplare nach einem verflusse von 27 jahren nicht vollständig verkaufen konnte.

Nr. 24: Thomann an Tobler

[Zürich, 17. 6. 65]

Hochgeehrter Herr!

Ich bescheinige Ihnen hiemit bestens dankend Ihren Jahresbeitrag von 10 fr. für 1865. Die finanzielle Seite des Unternehmens hat sich recht günstig gestaltet. Nach Abzug aller bisherigen Ausgaben verbleiben uns in Kasse c. 1700 fr. u. für die 3 nächsten Jahre haben wir noch je 330 fr. zu beziehen. In dieser Beziehung sind wir ganz beruhigt, da wir bis jetzt eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Contribuenten in Anspruch genommen haben.

Hr. Fritz *Staub* v. Männedorf arbeitet rüstig fort, das Idiotikon scheint ihm zur Lebensaufgabe geworden zu sein. Glücklicherweise erlauben ihm seine Verhältnisse sich diesem Werke ausschließlich zu widmen. Hr. *Staub* hat vergangenen Sommer die deutschen Gemeinden im Etschthal [2] besucht u. viel neues eingeheimst. Aus Unterwalden hat Kaplan Mathys eine werthvolle u. für jenen Kanton ziemlich abschließende Sammlung eingesandt. Im Wallis hat sich wenigstens 1 Mitarbeiter gefunden an Pfr. *Tscheinen* aus Grächen im Visperthal. Hingegen war von Kapuziner *Furrer* Alters halber nichts mehr erhältlich. Er ist unterdessen gestorben. Aus Uri ist immer noch so viel als nichts zu gewärtigen, obschon Hr. *Staub* auf seiner Durchreise von mehreren Seiten Versprechungen gemacht wurden.

Von Bünden ist ein schönes Legat eingegangen, worauf Preise für Beiträge gebildet werden sollen. Ohne ein solcher *stimulus* ist von dort her wenig zu erwarten.

Mit aufrichtiger Hochschätzung

Zürich, d 17. Juni 65.
im Neumarkt 316

Ihr ergebenster Konr. Thomann, Oberlehrer

Nr. 25: Tobler an Dufour; Entwurf

[Horn, 1. 4. 67]

Monsieur le Général.

Je viens de publier un nouveau ouvrage sur la Terre-Sainte, c.à.d., *Bibliographia geographica Palaestinae*. Mon manuscrit contient ces mots:

A.H. Dufour, Carte de la Palestine adoptée par le Conseil Roj. de l'Instruction publique. Paris 1829.

Vous aurez peut-être la complaisance, de m'écrire, si vous êtes l'auteur de cette carte.

En attendant acceptez, illustre général et compatriote, l'assurance de mes plus hautes considérations.

Horn, près Rorschach, 1 Avril 1867

Titus Tobler, Dr., ancien Conseil National

Nr. 26: Dufour an Tobler

Genève le 4 Avril 1867

A Monsr. le Doct. T. Tobler

Cher Monsieur et ancien Collègue.

Vous me faites l'honneur de me demander si la Carte de la Palestine qui doit éclairer votre nouvel ouvrage sur cette région est de moi.

Non mon cher Collègue, je n'ai jamais fait d'autre Carte que la Carte topographique de notre Suisse. Mon, homonyme Géographe, connu par un grand nombre de publications estimées signe A. H. Dufour, et moi G. H. Dufour. Il n'y a de différence [2] entre ces deux signatures que dans la première initiale.

Du reste je ne connais, pas même de vue, le Géographe français.

Charmé de cette occasion qui m'a procuré de vos nouvelles, je vous prie d'agréer l'assurance de mon bon souvenir et de ma considération distinguée.

Genl. G. H. Dufour

Nr. 27: Thomann an Tobler

Unterstrafß d 30. Juli 67.

Hochgeehrter Herr!

Mein l. Freund *Staub* hat also wirklich bis jetzt unterlaßen, an Sie zu schreiben, zum Theil weil, wie es scheint, auch ihm ein Stück jener ver-

breiteten Untugend, der Verschiebseligkeit, anhaftet, zum Theil weil er mit Arbeiten u. Correspondenzen in den letzten Monaten überhäuft war.

Mit dem Bezug des diesjährigen Beitrages warten wir noch einen Monat zu, um den Contribuenten zugleich mit einer anziehenden Abhandlung des Hrn *Staub* über das Brod & was damit zusammenhängt, aufwarten zu können. Der Druck jener Arbeit wird Mitte August beginnen können. Auch Sie sollen dann Ihr Pfämat bekommen.

Achtungsvoll ergebenst

K. Thomann, Oberlehrer,

Quästor des schweiz. Idiotikons

Die Übersendung Ihres Beitrages erbitten wir uns ganz gelegentlich.

Nr. 28: Tobler an Staub

[19. Juli 1868]

Verehrtester Herr.

Sie hätten mir nichts interessanteres schicken können als dem hungrigen Brod. Glänzend rechtfertigen Sie sich, dass Sie viel gearbeitet haben. Sie bieten schon einen reichen schatz, und man mag daraus ersehen, was da kommen wird – ein erzgebirge. Übrigens kein wort mehr schriftlich. Sie werden mich ja mit einem besuche erfreuen, und dar[au]s wird der anlass, manches mündlich auszutauschen. Deswegen schicke ich Ihnen die aus-hängebogen nicht zurück, weil er für das zwiegespräche anknüpfungspunkte darbieten wird. Montag ausgenommen, bin ich alle tage vor mit-tag zu hause.

Hochachtungsvoll

der Ihnen die hand herzlich drückende

Titus Tobler

verte [Rückseite:] Meinen ausstehenden beitrage werde ich Ihnen selbst übergeben.

Nr. 29: Tobler an Staub (?)

[11. juli 1869]

Verehrter Herr

Ich werde heute von Zug vormittags 11 uhr 44 m. abfahren, um 12 uhr 59 m. in Zürich einzutreffen. Ich werde mich sodann auf den untersten Limmatsteig begeben, wo ich Sie vielleicht zu treffen das vergnügen haben werde.

*Mit aller freundschaft
Zürich, 11. juli 1869.*

Dr. Tit. Tobler.

Nr. 30: Tobler an Staub

[13. Juli 1869]

Verehrtester.

Ich danke Ihnen für den freundlichen empfang. Der einblick in Ihre großen arbeiten gewährte mir sehr viel vergnügen. Lassen Sie sich doch nicht entmuthigen, wenn auch die theilnahme nicht ganz die erwünschte ist. Sie haben den trost, den beifall der geistigen elite zu ernten und für dankbare kommende geschlechter zu arbeiten. Ihr comitebericht ist sehr lieblich und doch pikant, recht lehrreich. Heute morgen konnte ich mir den genuss des lesens nicht versagen. Ich wurde aber gestört. Schon um vier uhr wurde wegen einer kranken angeklopft und gestern abend nach meiner rückkunft musste auch wieder für kranke gesorgt werden. Sorgen Sie für Ihre gesundheit.

Hochachtungsvoll
Horn, 13, 7, 69.

T. Tobler.

Nr. 31: Tobler an Staub (?)

[12. Mai 1870]

Verehrtester Herr.

Bei nicht ganz ungünstiger witterung möchte ich Sie künftigen montag oder montag über vierzehn tage (am 16. oder 30. dies) besuchen, wenn ich Sie treffen könnte. Mit dem frühzuge würde ich von hier abfahren. Gerne möchte ich sehen, wie weit Sie in Ihrer arbeit vorgerückt seien.

Unterdessen wünscht Ihnen alles Gute Ihr achtungsvoll ergebener

Titus Tobler.

Horn, 12, 5, 70.

Nr. 32: Tobler an Staub (?)

[1. Juli 1870]

Verehrtester Herr.

Sie erhalten inliegend die kopie eines briefes, den ich heute dem anwalt Bühler in Davos zusende, überzeugt, dass er Sie interessiren wird. Es ist schade, dass die dialektischen studien immerfort so flüchtig betrieben, – Sie ausgenommen – werden.

Noch eine bitte an Sie. Brechen Sie doch mit frischer stoffsammlung ab. Sie kommen sonst nicht zu ende, nein nicht zu ende. Verifiziren Sie das,

was Sie haben, und arbeiten Sie es aus. Also keine reisen mehr. Das publicum möchte gerade von Ihnen, dem so gewissenhaften forschers, etwas, nicht von einem allfälligen erben. Glauben Sie einem erfahrenen manne, der es mit Ihnen so wol meint. Niemand verlangt etwas unmögliches; geben Sie das mög[2]liche. Bis dat, qui cito dat.

Achtungsvoll grüßt

Ihr freund T. Tobler.

Horn, 1, 7, 70.

Nr. 33: Tobler an Staub (?)

[25. Sept. 1870]

Verehrter Herr und freund.

Ihre besorgniss, dass oberlieutnant Bühler sich durch meinen kritischen brief etwa enthmuthigen lassen werde, lief glücklicher weise leer ab; denn dieser mann ist ein advokat, und advokaten haben bekanntlich eine lederne haut. Wenn man werke schreibt, in denen sich der verfasser so selbstzufrieden im negligé zeigt, so hat man doch ein recht, kritik zu üben. Bühler's arbeit ist unfertig, und doch enthält sie viel brauchbares, viel beachtenswertes.

In meinen dialektproben konnte ich villa (72, vorne 40f.) als lebend im volke nicht auftreiben. Bei Bühler nun fil, fila (30), vilă (195), beinahe. Dass er viel beispiele gibt, ist recht gut.

Freund, lassen Sie doch das sammeln einmal sein, und gehen Sie an die ausar[2]beitung. Sie haben ja eine fülle von stoff in händen, und wenn Sie das publicum nur mit diesem bescheren, so wird es Sie in einem herzen voll dank einschliessen. Ich weiss, dass von Ihnen etwas rechtes kommt.

Nach einem jahre werde ich meinen ärztlichen beruf aufgeben, und dann werde ich musse finden, das gesammelte auszuschreiben und Ihnen zu übersenden.

Achtungsvoll Ihr stets ergebener

T. Tobler.

Horn, 25, 9, 70.

Nr. 34: Tobler an Staub (?)

[4. Dez. 1872]

Verehrtester Herr und freund.

*Danke ich Ihnen recht sehr für die güte, dass Sie in betreff der zürcher-
ausrufe im urdrucke nachsahen. Ihre varianten schickte ich Dr. Frommann
nach. Die arbeit wird künftiges jahr im 1. heft erscheinen.*

In dem schweizerischen anzeiger las ich, dass Valentin Bühler's Walser im Davoserdialekte, lexikographischer theil, in zweiter auflage zu Chur erschienen sei. Was ist denn das? Nur eine titelausgabe oder eine wirklich zweite, dann gründlich verbesserte auflage? Befriedigen Sie doch gefällig meine neugierde.

Von Hunziker, rector der kantonsschule in Aarau, wird ein aargauisches idiotikon veröffentlicht. Es sind mir die ersten 7 aushängebogen unter der hand mitgetheilt worden. Dieses buch wird beinahe eine so leichtfertige arbeit sein wie die bühlersche. Ich werde dem zusender meine ganze meinung schreiben, [2] und dahin zu wirken suchen, dass so nicht fortgefahren werde, weil sonst der verfasser sich, die kantonsschule und die schweizerische gelehrte republik kompromittiren würde. Als material zum aufbau eines schweizerisch-deutschen wörterbuches ist manches recht gut zu gebrauchen, und damit basta.

Ich sammle immer noch idiotikalisches. Vor ein paar stunden trug ich ein: en sùra loft; der pfõ ist im gènga.

Bitte Sie dringendst, werden Sie nicht müde, schonen Sie aber doch Ihre gesundheit. Verzichten Sie doch auf weiteres sammeln, verifiziren Sie das gesammelte, und legen Sie hand an die ausarbeitung. Niemand wird Ihnen für den schweiß mehr danken als Titus Tobler, der abbetzeller-wörtermann.

*Hochachtungsvoll grüßt
München, 4. dez. 72.*

der obige, Amalienstraße 72.

Nr. 35: Tobler an Thomann (?)

[1874]

Weitere bemerkungen

Es leuchtet ein, dass eine gefällige, dem auge wohlthuende, die klarheit verdünnende form, die äussere ausstattung zur empfehlung nicht wenig beiträgt. Sehe man z.b. Hintner's Beiträge zur tirolischen Dialektforschung, wie widerwärtig wird man berührt durch die vielen grossen buchstaben (majuskeln). Ich möchte daher vorschlagen, dass je auf eine oktavseite verschiedene proben gedruckt werden, um die beste, die gefälligste, zugleich am meisten kosten ersparende auszuwählen. Sobald man solche proben vor augen hat, wird die auswahl nicht schwer fallen, und der erfolg die mühe und die kosten reichlich lohnen.

Das erste erforderniss ist, dass ein idiotismus in beziehung auf quantität und qualität der vokale auf den gehalt der konsonanten, auf die betonung genau dargestellt werde, und zwar in einer weise, die es dem leser möglich

macht, ihn auszusprechen, wie der mund des volkes und folglich auch der verfasser es will. Dies ist zwar eine etwas gefaltete sache; aber es muß doch so sein. In betreff der quantität und qualität der vokale weiss [2] ich der erklärung in meinem abbetzellisch-deutschen Wörterbuche (XXVI^f. Leider wählte der verleger den prahlerischen titel: Appenzellischer Sprachschatz für den von mir vorgezogenen: Appenzellisch-deutsches Wörterbuch (III), einen titel, dessen ich mich nicht schämen müsste, wie ich mich des andern schämen muss) wenig beizufügen oder daran zu ändern. Auch sehe ich die nothwendigkeit nicht ein, Ihr und anderer ∞ in die deutsche schrift zu mischen. Einzig für das ò und ò könnte ich eine andere bezeichnung vorschlagen, nämlich à und â. Das a wird ohnehin nicht überladen; für das reine a bleibt nur die dehnung mit ^ oder –, mithin â oder ā. Muss man ja geben, so schreibe man ja (Bern), jò (Ostschweiz), jó (Basel), mit dehnung des vokals jâ, jō, jô, dagegen nach meinem vorschlage ja, jà, já, mit dehnung jâ, jã, já. Schreibt man rât, tât, so würde es dem nhd., wenigstens der form nach nahe kommen. Für blâb (blaw), grâb (graw) wäre es auch sehr bequem. Dann taucht aber eine schwierigkeit auf. Das u ist in verschiedenen wörtern ó oder ò, wie stònd, hònd, bònd, gsònd, grònd). Dies nähme sich aber sehr sonderbar aus, und es entspränge eine zwiefalt, die anstossen müsste, weil der gleiche laut verschieden bezeichnet würde. So viel bestechendes à und á, â und ã beim ersten anblick hat, so möchte ich es doch nach dieser erwägung nicht unbedingt em-[3]pfahlen. Möge die sache noch näher der prüfung unterzogen werden. Zu den diphthongen übergehend, so werden sie viel zu thun geben: wie ai, èi, éi neben einander, nai Togg., nèi Ap., néi anderwärts; eu, öu u.s.w.

Hunziker bezeichnet die dehnung und kürzung in einer klammer rechts neben dem idiotismus. Nicht nur ist dieses eine raubwirthschaft auf dem papier, sondern es beleidigt auch das auge. Beispielsweise schreibt er: bürste (-), statt bürste. Solches findet billig bei Ihnen keine nachfolge.

In betreff der konsonanten bemerke ich wenig. Wir haben den \tilde{t} laut der araber, welchen man gewöhnlich in kh transkribirt; ich wählte, nicht ohne vorgänger, ch im anschlusse an das nhd., das wenigstens mitten im worte und am ende ein ähnliches cha hat. St wird fast immer wie scht ausgesprochen, was somit als regel gilt. Hunziker dagegen, um ja im aussprechen sicher sich zu stellen, setzt eine cédille unter das dem t vorangehende s; allein damit ist im grunde nicht ein sch-laut, sondern ein ss-laut bezeichnet. S vor t kommt sehr sehlten[!] vor, und will man in dieser sache etwas thun, so möchte man ein c unter dem s anbringen, also \acute{s} (nicht \grave{s}) schreiben, zum zeichen, dass es als ss ausgesprochen werden müsse, wie bî \acute{s} t (beisst), bist (bischt), hō \acute{s} tig, chre \acute{s} t (kriest, krieht), chré \acute{s} t (chrescht, christ).

[4] So viel ich bisher wahrnehme, bestehen Sie darauf, die endsilbe mit dem auslaute e (halde, galle), so wie die endsilbe der zeitwörter en im nhd., mit e wiederzugeben. Hier lege ich die waffen des kampfes dagegen kaum jemals nieder. Im höchsten grade würde ich bedauern, wenn das altdeut-

sche auslautende a im dialekte abgewiesen würde. Der althochdeutsche hatte halda, galla. Glaubte man im ernste, dass er diese wörter anders ausgesprochen habe, als wir sie jetzt aussprechen? Gewiss nicht. Und wenn die damalige aussprache gleich der heutigen war, warum sollen wir nicht dem althochdeutschen treu schreiben? Grimm nahm mein end -a gern in sein Wörterbuch auf, und ich thue mir etwas zu gute darauf, dass ich einer gegend angehöre, wo eine althochdeutsche sprachschule, die von S. Gallen, blühte. Aber das a für das end -en der zeitwörter geht nun einmal nicht, wird man behaupten; der laut ist allerdings nicht gleich, die hauptsache aber doch da, z. b. faran, findan, denkjan, liaban (daneben liabon, dem liebu W. entsprechend). Nun werfen wir, wie in unzähligen fällen, das auslautende n weg, lō (lohn), sō (sohn) u. s. f., und so geschieht es auch mit der alten infinitivform an, wodann gerade fâra, fōnda, tēnka, lieba zum vorscheine kommt. Mit dem e als bezeichnung des nhd. infinitiven en stehen wir dem alterthum minder [5] nahe, das wir so gierig aufsuchen. Es muss übrigens zugegeben werden, dass an wenigen orten das end -a so bestimmt, wenn auch kurz, und deutlich ausgesprochen wird, wie in Ap. Stalder gibt ihm ebenfalls eine berechtigung; er hat neben lobe (loben) loba, auch lobu, lobin. Ganz anders verhält es sich bei einem grossen theil des oberdeutschen volkes; es überspringt den wollautenden vokal und rettet das schluß -n, wie farn, findn, denkn, liebn. Wir beide zusammen haben demnach das vollkommene an. Zum überflusse füge ich bei, dass ich das auslautende a schon in Fabri's Pilgerbüchlein fand, z. b. Wir bilgri sind ardrunna den Tircken us ihr händ (bl. 7b, ich zitire nach dem hiesigen ms., weil der druck ungenau ist) die sarracena lasind zūm hōlgen grab (bl. 8a), gantz was es worda nachte (bl. 11a), uff dem hoha felsa (bl. 21b).

[Folgt längere Fußnote, worin Tobler auf seine Auffassung über das Präfix ge- entsprechend den Ausführungen in Brief Nr. 16 eingeht und entsprechende Belege aus Fabri, z. B. gbet, gbirg usw. nennt]

Wenn man glaubte, dass es genüge, die idiotismen in seltener vollständigkeit zu sammeln, in den letzten zügen liegende der nachwelt aufzubewahren, so wäre, wie theilweise Ihre proben auch darthun, die aufgabe nicht umfassend gelöst. Durch die idiotismen spricht das volk in wörtern, durch redensarten, sprichwörter, scherzreime, witterungsregeln u. dgl. [6] in sätzen. Das ist ein ungemein grosser unterschied. So schätzenswerth das eine erscheint, als noch schätzenswerther gilt das andere. Erst mit der zweiten gabe wird in das sein, das denken und fühlen des volkes weiter hineingeleuchtet. Hier werde ich an die trockne klassifizierung und bestimmung der art in der naturgeschichte gemahnt; erst die beschreibung der eigenthümlichen lebensweise ertheilt dem einzelnen leben und den wahren werth des daseins. Erst die zweite gabe wird uns erfüllen mit liebe und warmem interesse, hinwieder die nachkommen unwiderstehlich fesseln. Wir müssen unsern enkeln ein treffendes bild unserer geistigen und sittlichen zustände hinterlassen, so weit es in den rahmen eines idiotikon gefasst

werden kann. Man wird gewiss mit dank annehmen, was die beurtheilung der kulturhistorischen verhältnisse erleichtert.

Konsequente schreibung durch und durch ist ein unabweisbares erforderniss. Leider lassen meine coupons in diesem stücke manches wünschen. Ich schwanke ein wenig in der wegstreifung des h. In wörtern, die ein solches nach einem vokal haben, nahm ich es als dehnungszeichen, wie lóh, schueh; allein es ist ohne weiteres am besten, wenn alle h über bord geworfen werden, ausser in fällen, wo sie als grenzmarken zweier silben dienen. Im hohen grade beneide ich die redaktion, die nun gelegenheit findet, radikal aufzuräumen, und einen hässlichen zopf abzuschneiden. Die hoffnung tûed wol. Gerade wegen [7] des zopf-h in fön hätte ich gewünscht, dass von Ihnen dieses wort in die proben eingereiht worden wäre, auf dass man je eher, je lieber sich an die richtige schreibung von fön gewöhne, für welches ich bereits in einer schrift von Dove über diesen wind den kampf begonnen habe. Dazu gesellt sich mein wunsch, dass durchgehend, nicht etwa nur für das dialektische, lateinische lettern gewählt werden.

In meinen beiträgen habe ich auch die betonung nachgeholt; der zu betonende vokal ist unterstrichen. Dafür schlage ich einfach einen fetten buchstaben, vokal vor, wie Sie auf s. 3 am worte bürste sehen. Verschiedenes zog ich aus büchern, wie aus dem bisher zu wenig benutzten Adrian Junius (*Nomenclator omnium rerum Propria nomina septem diversis linguis explicata. Francof. 1591*), aus H. Sachs, aus verschiedenen Reisebeschreibungen (die genauen titel sind in meiner *Bibliographia geographica Palaestinae* angegeben), aus Zwinglis schriften (sehr unvollständig), aus hss., dem Rathsprtokoll in Trogen, den briefen Lorenz Zellwegers. Aus Schmeller werden Sie noch weit mehr verwenden, da meine auszüge und anführungen eher nur gelegentliche sind. Überhaupt machen deutsche idiotica auf vieles aufmerksam. Zellwegers briefe finden sich im original zu Zürich. Mir diente nur eine abschrift. Einiges benutzenswerthe ist in meiner kleinen bibliothek, die ich in meinem vaterlande zurückgelassen habe, verblieben. Einiges, namentlich historisches, vermisste ich infolge [8] meiner übersiedlung mit grossem bedauern, welches ich in sonderheit auch darüber ausspreche, dass ich des vortrefflichen vorläufers von J. Grimm, Füglistallers anbietern, seine handschriftliche sammlung von althochdeutschem zu benutzen, aus schüchternheit ablehnte. Gedrucktes aus meiner feder findet sich noch in J.M. Firmenich's sammelwerk: *Germaniens Völkerstimmen* 2, 658 ff. Wäre ich übrigens im letzten frühling mit tode abgegangen, so würde wol nur ein fünftel von dem nunmehr gelieferten erhältlich geworden sein, hauptsächlich aus dem grunde, weil das ms. sehr vieles zu enträthseln gegeben hätte, wie es auch dem einen der redaktoren auf einem besuche bei mir vorgekommen sein muss.

Meine richtung, wie Sie sich[er] merken, ist neben dem wissenschaftlichen eine durchaus praktische. Es muss dafür gesorgt werden, dass mit

möglichst wenig zeitverlust das nachzuschlagende wort gefunden werde. Es ist daher das gewöhnliche alphabet vorzuziehen, was Sie auch, wenn ich richtig sah, thaten. Wie sehr bedauerte ich, dass ich mich von meinem vielverdienten vorgänger Stalder verleiten liess, von demselben abzuspringen (mein Wörterbuch XXXVIII f. u. XI). Ja ich drücke dies mit dem lebhaftesten schmerze aus, und ich bin überzeugt, dass, wenn ich [9] die gemeine ordnung befolgt hätte, meine schrift häufiger zu rathe gezogen worden wäre. Bei Schmeller (mein Wörterbuch XI), der mich vielseitig auf das wirksamste unterstützte und dessen namen ich nur mit der innigsten dankbarkeit und grössten verehrung schreibe, ist man jedoch beinahe noch schlimmer daran, ich gestehe, dass ich in dem baierischen Wörterbuche dann und wann gar nicht nachsuche, weil es zu viel mühe kostet. Nur bei f und v dürfte eine zusammenstellung am platze sein, und wenn f als allein geltend, wie es wünschbar wäre, eine zukunft hätte, so könnte man schwerlich unschlüssig sein. Da eine theilung in text und anm., nach meiner empfehlung, stattfindet, so kann in praktischer richtung noch etwas gethan werden. Man lasse in ein paar tausend exemplaren den text besonders, mithin ohne die anm., abdrucken, um ihn vorzugsweise für die schullehrer in der ganzen deutschen Eidgenossenschaft geniessbarer zu machen. Einzig dadurch gewinnt man den vortheil, dass auch ein grösserer absatz erzielt wird. Ein idiotikon ist nicht bloss ein guckkasten für neugierige oder ein magazin für sprachgelehrte, sondern auch ein praktisches wörterbuch zur bessern und leichtern erlernung der nhd. sprache.

Sie werden wol nicht meine beiträge integre aufnehmen. Einiges mag zu lokal oder trivial sein. Auch begegnet man manchem obszönen, das vielleicht anstoss erregt. Da könnte man [10] sich mit der übersetzung ins lateinische behelfen.

In meinen zusendungen findet vielleicht sich noch einiges nhd., namentlich in den auszügen aus idiotica. In diesen geht man nicht überall streng genug zu werke; selbst der mir unvergessliche Schmeller schied, meines dafürhaltens, nicht streng genug aus, des idiotikographen Schöpf nicht zu gedenken. Der kürze willen oder um raum zu ersparen, wählte ich seiner zeit besondere zeichen (m. Wörterbuch 21), die ich heute noch empfehlen möchte.

Der gleiche idiotismus in gleicher behandlung wird mehr als einmal Ihnen auffallen; doch wiederholt er sich so sehr selten. Beim abschneiden der zettel wird man das überflüssige gleich finden und beseitigen. Dagegen werden die idiotismen wiederholt in anderer behandlung aufgeführt. Die zusammengehörigen coupons wird man leicht nach massgabe des alphabets [] zusammenbringen. Ich hätte Ihnen einen theil der mühe ersparen können, wenn nicht im vergangenen sommer eine sendung zum voraus an Sie abgegangen wäre, weswegen ich der gelegenheit entbehrte, selber nachzusehen und einzutragen. Einige lapsus calami würden, wenn ich noch einmal dazu käme, mit wenig mühe in der korrektur verschwinden.

‡ im rechten untern winkel der coupons, bedeutet T.T. ‡ ohne den balken oben ist T und ‡ ohne den balken unten \perp , ein umgestürztes T; beide zusammen sind mithin ein zusammengewachsenes doppel-T.

Ich rathe, möglichst bald auszuarbeiten, nicht von da- oder dorthier versprochene beiträge abzuwarten. Unser dialektschatz ist unerschöpflich. Um das interesse für die sache mehr anzuregen oder mehr rege zu erhalten, werden zwei dinge erspriesslich sein: einmal jeweilen ein kurzer jahresbericht über den stand und gang der idiotikographischen angelegenheit, dann baldiges heftweises erscheinen des werkes, das ohne weitere namhafte beiträge sehr gross sein und Stalders Idiotikon klein erscheinen lassen wird.

So eben sah ich noch in Herrig's Archiv, 1874, einiges schweizerdeutsche. Der verfasser, dem reiches auffassen der mundart nicht abzusprechen ist, gibt einen neuen beweis, dass es schwer hält, die mundartig [!] richtig und konsequent zu schreiben. Namentlich bringt er die verbindungszeichen theils mangelhaft, theils überflüssig, ohnehin nicht ganz konsequent an. Bei der verbindung von zeitwörtern mit pronomina sollte das verbindungstrichlein nicht fehlen, wie wöm-mer statt wömmen; man spricht auch wönd mer, wo dann das strichlein ausfällt, weil getrennt ausgesprochen wird. Hingegen ist des guten zu viel, wenn der verfasser das wort sondere mit einem nachfolgenden worte, das euphonische n dazwischen, verbindet. Über d und t, gglogga statt d'glogga häufen sich bizarreries.

[An den Briefrändern finden sich in deutscher Schrift von anderer Hand Schlagwörter zum Inhalt des jeweiligen Abschnittes, z.B. «Transcription» (Absatz 2), «Der farblose Vokal» (Abs. 5) usw.]

Nr. 36: Staub an Tobler

Fluntern, 15. März 1875.

Hochgeehrter Herr!

Die leise Hoffnung, Sie bei Anlaß Ihres Winterbesuches in der Heimat auch in Zürich zu sehen, ist geschwunden. Ich glaube annehmen zu sollen, daß Sie jetzt wieder in München zurück seien, weshalb ich meine Zeilen dorthin adressiere.

Sie sollen diese nur als eine vorläufige Empfangsanzeige und Verdankung Ihrer neuesten reichen Beiträge betrachten. Ihre eingehenden Vorschläge und Ansichten über die Organisation sind zu wichtig, als daß sie bei einer [2] bloßen Verlesung in der Sitzung könnten abgethan werden. Es wurde vielmehr beschlossen, daß dieselben in einem ruhigern Momente [gegenwärtig laborieren wir auf dem Bureau an einem Personenwechsel u. sind etwa für einen Monat lang die meisten Mitglieder der Kommiss-

sion für die Schulen außerordentlich in Anspruch genommen] gründlich diskutiert werden sollen, nachdem sie vorher bei den einzelnen Mitgliedern cirkuliert hätten. Schon jetzt aber kann ich Sie versichern, daß wir Ihnen nicht bloß für Ihre unerschöpflichen Beiträge zum Sprachschatze, sondern namentlich auch dafür dankbar sind, daß Sie sich die große Mühe genommen haben, sich einläßlich mit dem «Probabogen» [3] zu beschäftigen und Ihre Ansichten darüber zu Vorschlägen an uns zu formulieren. Obwohl wir die genannten Proben an alle uns bekannten Germanisten versandten, hat kein einziger sich herbeigelassen auch nur annähernd uns den Dienst zu erweisen, welcher uns von Ihnen zu Theil geworden ist. Sie haben durch diese neueste Leistung der väterlichen Protektion, welche Sie dem jungen Unternehmen gegenüber von Anfang an übernahmen, die Krone aufgesetzt.

Sie sind darum aber auch wie Keiner berechtigt sich über unsere gegenwärtige Organisation auszusprechen. Täusche ich mich, wenn ich zwischen den Zeilen eine Mißbilligung derselben lese? Wenn meine [4] Vermuthung richtig ist, so treffen auch in diesem Punkte unsere persönlichen Neigungen zusammen. Es war ein schwerer Tag für mich, als die Ansicht obsiegte, das begonnene Werk könne nicht ausgeführt werden ohne die Subventionen der Behörden. Es war mir, als störte mich Jemand aus einem schönen Traum auf. Mir kommt es als ein bedenkliches Zeichen der Zeit vor, daß die Opferfreudigkeit u. der Glaube an dieselbe der Republik schon so weit abhanden gekommen sind. Doch werde ich an meinem schwachen Orte thun, was ich vermag, um die Ehre zu retten, und werde aus den gleichen Gründen, aus welchen ich s. Z. den Titel, mit welchem man meine Dienste belohnen wollte, in den Schoß der wohlwollenden Behörde zurückgab, so auch mich gegen jeden klingenden Sold abweisend verhalten, so lange die Sorge um meine Kinder es mir irgendwie erlaubt.

Ich bin Ihr ergebener

F. Staub.

*Nr. 37: Tobler an den Ausschuss
für das schweizerdeutsche Wörterbuch [1875]*

An den geschäftsleitenden Ausschuss für das schweizerdeutsche Wörterbuch in Zürich.

Herr Präsident, meine Herren.

Letzten sommer erhielt Herr Dr. Staub für Sie von mir einen beitrage von etwa 1200 coupons (artikel auf noch nicht abgeschnittenen zetteln). Diesmal sende ich Ihnen beiliegend über 1400, ausser vielen hinweisungen auf Schöpff, Lexner[!], Vilmar, Hintner, ausser einer kleinen abbetzellischen dialektprobe.

Früher war ich immer der meinung, dass die behörden zu fraglichem zwecke nicht hätten angesprochen werden sollen, im vertrauen auf den patriotismus der mitbürger. In England ist die erforschung von Jerusalem durch nachgrabungen und die trigonometrische aufnahme von Palästina (Palestine Exploration), ein grosses, unvergängliches werk, der ausfluss von patriotismus neben der liebe zum bibelland. Ich glaube, dass ich wol einiges recht habe, an vaterländische gemeinnützigkeit zu appelliren; da ich selbst manches opfer auf den altar des vaterlandes legte. Ohne pekuniäre unterstützung von irgend einer behörde gab ich dem publicum das abbetzellische Wörterbuch, das Idiotikon bernense, alte Dialektproben der deutschen Schweiz, und gebe zu dem schon geschickten ms. noch neues zur unterstützung des unternehmens.* Um mein erstes werk abzufassen, war ich nichts weniger als günstig gestellt: geringes vermögen und geringe praxis, [2] welche mit einem schmalen einkommen des arztes verbunden war. Die sparsamkeit gebot mir, vieles nicht anzuschaffen, dessen ich bedurfte. Ich hatte kein grösseres französisches wörterbuch, kein italienisches, kein spanisches, kein holländisches, kein englisches; ich musste fort und fort entlehnen. Der mäcenas Joh. Kaspar Zellweger in Trogen unterstützte mich durch ausleihen von Scherz, Schilter, Haltaus, von Schmeller (Grammatik und Wörterbuch), von Grimm (Grammatik). Viele nachmittage verwendete ich von Teufen aus zu einem besuche der stiftsbibliothek zu S. Gallen. In Wien las ich den Fries, in München den Maaler. Ich nahm leute fragend an meinen schreibtisch und belohnte sie. Bei der drucklegung und verlegung des wörterbuches hatte ich auch noch die liebe noth. Sechs wochen lang redigirte ich die Appenzeller-Zeitung als vergeltung dafür, dass der herausgeber einen aufruf druckte und mit diesem einen mann in unserm lande zu sammlung von subskribenten herumschickte. Diese lagen mir allein ob, und ich musste vom verleger 100 exemplare, je eines für 4 fl., abnehmen. So bezahlte ich gleich nach dem erscheinen des buches die summe von 400 fl., die ich nie ganzeinbrachte.

Ich begreife, dass in der petizion an die Bundesversammlung, d. d. 27. Oktober 1874, nur die ausserordentliche opferwilligkeit des sehr ehrenwerthen Dr. Staub hervorgehoben wurde, weil, wenn andere erwähnt worden wären, die hohe versammlung hätte zum schlusse gelangen können, dass eine behördliche unterstützung mit geld gerade nicht so dringend sei, weil es immerhin vaterlandsfreunde gebe, die bedeutende opfer zu bringen bereit seien, und weil es etwas kitzlicht war, diesen oder jenen stofflieferanten, ohne zu verletzen, so und so in den vordergrund zu stellen. Nachdem man nun aber zu behörden die zuflucht genommen hat, wird man in zukunft nicht umhin können, die gleichen bitten zu wiederholen, sobald die kasse erschöpft sein wird.

* Sie wissen, dass ich über dies noch 50 fl. beisteuerte.

Ich darf Ihnen nicht verhehlen, dass die druck-[3]proben einen sehr günstigen eindruck auf mich machten, obschon ein, vielleicht etwas störender, dualismus nicht zu verkennen ist. Wäre nichts vorhanden als diese vorlagen, so würde das vortheilhafteste zeugniss für das bestreben des ausschusses, zumal für die umsichtige thätigkeit der redaktion abgelegt. Ich führe nur an die wörter geiss, gottwell, reiwe, wâg. Wenn das schweizerdeutsche Wörterbuch, wie es mir vorschwe[bl]t, zu stande kommt, so wird es alle erscheinungen der art überbieten und mustergültig werden neben dem atlass von Dufour zur bleibenden ehre der Schweiz.

In petto liegt mir noch etwas, die ausmittlung der sprachgrenze zwischen dem deutschen einerseits und dem französischen, italienischen und romanschen andererseits, die ausarbeitung einer sprachkarte als beilage zur grössern ausgabe des Wörterbuches. Sie würde von ausserordentlich grossem historischen werthe werden. Es könnte auch, ohne jedoch die karte zu überladen, die grenze zwischen dem anfangs-ch und anfangs-k, das gebiet der tribus gad, des wortes anka, beita oder weniger anderer wörter bezeichnet werden.

Mögen Sie meine bemerkungen wie immer aufnehmen, so viel darf ich bemerken, dass ein mann zu Ihnen spricht, dem eine mehr als siebenundvierzigjährige erfahrung zu statten kommt.

Bedauern Sie mich nicht wegen der mühe, die ich nahm, um Ihnen bei Ihrem höchst verdienstlichen unternehmen die hand zu reichen; denn diese arbeit gewährte mir im auslande den süssesten genuss, weil mir das theure heimatland mit seinen mundartlich sprechenden bewohnern reich an leben gegenwärtig war.

Nicht ganz ohne veranlassung schicke ich meine ansichten über die anlage des Wörterbuches dem Kanzler der Eidgenossenschaft.

Ich ergreife den anlass, Sie, Herr Präsident, meine Herren, meiner vorzüglichen Hochachtung zu versichern.

Auf kurzen besuch in der Schweiz, 1875.

Dr. Titus Tobler in München, Amalienstrasse 24/2.

Nr. 38: Tobler an die Kommission

[1. 1. 1876]

An die geschäftsleitende Kommission des schweizerdeutschen Idiotikons.

Herr Präsident, meine Herren.

Die würfel sind nun gefallen. Sie wollen die gemeine alphabetische ordnung nicht. Sie wissen wie entschieden ich gegen die neuschaffung eingenommen bin. Ganz bestimmt und klar sprach ich dagegen bereits vor vier-

zig jahren. Abbetzellisch-deutsches Wörterbuch XI. Ich bitte, die stelle nachzulesen. Die neue alphabetische ordnung schadet durch ungemeine erschwerung und damit auch durch zeitverlust im aufsuchen. Ihr buch wird weit weniger verbreitet, es wird weit weniger genützt, und auch der absatz der schrift erleidet bedeutenden nachtheil.

Den Grimm fiel es nicht ein, bei der abfassung des deutschen Wörterbuches vom gemeinen alphabet abzugehen, wol aus keinen andern als praktischen gründen. Thut nun ihr festhalten am alten dem hohen wissenschaftlichen werth abbruch? Gewiss nicht. In der neuesten zeit (1876) wählte Wegeler für sein Koblenzer-Wörterbuch die alte ordnung. Will man über den pfô (fön) schreiben, so mag man auch bei dem gemeinen [2] alphabet so gründlich und gelehrt schreiben als möglich; man mag favonius, favonis (ebenfalls westwind), fagung oder favung, foé oder feu in schlachtordnung aufstellen, die alte abecedordnung hemmt nicht im mindesten.

Sie werfen die masse von rückweisungen mir vor. Es ist dies ein übelstand. Dieser ist jedoch nach Schmellers vorgang noch grösser. Will man z.b. das wort pfô suchen, so heisst es: s. fön; föhn (das zopf-h aus dem letzten jahrhundert), s. fön und dann mag unter dieser form der ganze, grosse, interesssante artikel stehen. Weiter, gâss, gâss, s. geiss. Hier nur eine rückweisung. Nach meiner meinung stellt man sich die rückweisungen allzu massenhaft vor. Selbstverständlich müssen, zu ersparung von raum, die seiten doppelkolumnig sein.

Das buch wird nach Ihrer ordnung, der ich berechtigung nicht abspreche, keinesweges gelehrter; es hat nur in besster meinung einen äusserlich mehr wissenschaftlichen anstrich, womit etwa hundert deutschen gelehrten geholfen und ruhm von dieser seite in reichem masse nicht ausbleiben wird.

Noch einmal wollte ich vor Ihnen aus freier brust sprechen, und nun nehme ich von Ihnen abschied mit dem aufrichtigen wunsche, dass Ihr vielversprechendes unternehmen von grossem verdienst aufs besste gedeihen möge – so oder anders.

Hochachtungsvoll
München, am neujahrstage 1876.

Dr. Titus Tobler

Nr. 39: Tobler an Staub

[München, den 14. Sept. 1876]

Herrn Dr. F. Staub bei Zürich

Verehrtester Herr.

Was soll ich auf Ihre brochure über die revision des alphabets antwor-

ten? Sie arbeiteten so fleissig und gründlich daran, dass an ein abgehen von Ihrer ansicht nicht zu denken ist. Wenn man in ein system so tief hineingerathen ist, so kommt man nicht leicht wieder heraus. Nun aufrichtig gestanden: Wenn ich anfangs gedacht hätte, dass man vom gewöhnlichen alphabet so weit abspringen sollte, so würde ich nicht 1/100 franken und nicht einen einzigen artikel dem komite geschickt haben. Ich bin nicht bekehrt, (seit bald einem halben jahrhundert) aus praktischen gründen, die so handgreiflich sind, dass Sie selber ausser dem neuen alphabet nachträglich zu leichterem nachschlagen das alte in aussicht nehmen, wozu auch Graff sich gezwungen sah. Mir will es aber nicht einleuchten, dass man für ein wörterbuch zweierlei alphabete haben soll. Eines, das sich je als praktisch bewährte, genügt. Sie betonen bei Ihrem verfahren die wissenschaftlichkeit (s. 58, 81). Das buch bekommt nur einen äussern wissenschaftlichen anstrich. Das Innere bleibt sich gleich. In einer abhandlung über die revision des [2] alphabets konnten oder mussten Sie wol die gruppenordnung Schmellers, meines unvergesslichen freundes, anführen, sonst aber werden von andern nur die einzelnen idiotismen hervorgezogen, stäken sie, wo immer, und der praktische mensch nimmt von der wissenschaftlichen eintheilung umgang. Sie legten auch ein gewicht darauf, dass beim gewöhnlichen alphabet eine masse von rückweisungen erforderlich sei. Sie stellen sich die sache, meines dafürhaltens, zu kompliziert vor (s. 57). Man kann schreiben: Was man unter ei nicht findet, suche man unter ai, und umgekehrt u.s.f: Mehr s. 61. Sie haben übrigens auch bei Ihrem system zu vielen rückweisungen die zuflucht zu nehmen. Und nicht bloss das; Sie wollen mit einem nachträglichen, dem gemeinen gebrauche mehr entsprechenden register nachhelfen (s. 59). Freilich muss, damit rückweisungen nicht zu viel platz einnehmen, die seite zweispaltig sein.

Was die praktische anlage betrifft, so hege ich immer die gleiche meinung. Zuerst soll in grösserm druck gegeben werden, was in der Schweiz lebend vorkommt: der text. Dann in einer anmerkung und mit kleiner schrift folgt der komparative theil, d.h., alles, was andere deutsche dialekte oder selbst fremde sprachen bieten. Darauf das historische, was, wie die sammlung der wörter und der komparative theil, von der sogenannten wissenschaftlichen anordnung ganz und gar unabhängig ist, wie jeder weiss, [3] welcher das erscheinen eines wortes in der ältesten und spätern form sucht. Daran schliesst sich die etymologie, die manchmal schon nach der geschichte des wortes keiner weitem ausführung bedarf. Das ist methode.

Zum schlusse will ich auf wenige punkte Ihrer abhandlung näher eingehen. S. 5 ist mir ohne begründung. Ich gestehe hier meine unwissenheit. Wird es vielen andern besser gehen? – S. 12. Der einfall, unter p zu suchen, was man unter b nicht findet, und umgekehrt, ist selbsverständlich. Man sage dies im allgemeinen gleich vorne beim b und p. – S. 13. Wir sprechen pistóla (das end-a umgehen Sie, und doch wird in Grimm's WB. das mei-

nige fast immer angeführt, und man ist sicher, dass es richtig ausgesprochen wird), pòlver, pilger, pantóffel, papîr, pentscha, pétschaft, pék, pappe (gbòtt, bònd, pûr [gbûr, gebauer]), trûessa. – S. 15 sagen Sie unrichtig, dass ich anfänglich Bantli schrieb, und dass mir erst seitdem die zurückführung auf Pantaleon einfiel? Wie wollen Sie dies beweisen? – S. 14. Titel «Appenzel-lischer Sprachschatz». Sie wissen, dass nicht ich diesen zu vollmundigen ti-tel wählte, sondern die verlagshandlung begehrte. – S. 17. Sie sind hier aus Ihrer Johannesrolle gefallen, dass Sie meinem wörterbuche den matten ausverkauf vorwerfen. Mein buch ist grösser als das Stalders, die herstel-lungskosten waren bedeutender, und es ist auch, trotz der von mir ge-brachten opfer, kostspieliger, es umfasst nur einen kleinen Kanton.* Fin-den Sie für das schweizerdeutsche wörterbuch leicht einen verleger, ohne dass Sie ihn honoriren müssen? Sind Sie sicher, dass die auflage in verhält-nissmässig kurzer zeit vergriffen sein wird? Wenn nicht die unpraktische wahl des alphabets im wege steht, so beantworte ich die frage mit einem [4] freudigen ja, weil es über ein ziemlich grosses gebiet sich verbreitet, und weil darauf so viel und darunter vorzügliche kräfte verwendet werden. Die abfassung meines buches ruhte allein auf meiner schulter; für Schmel-ler stand die akademie der wissenschaften ein. Wenn Sie mein alphabet ta-deln, so tadle ich selbst es ja schärfer als irgend ein anderer. – Sie legen mir in die feder «Appenzeller»; allein ich schrieb s. 6 Apazèller, später Abbet-zeller, weil sich das mittelhochdeutsche abbet (abt) sich [!] vollkommen er-halten hat. – S. 18. Ich behandelte p und t nicht als b und d, sondern ich führte sie neben einander auf, würde sie aber nun separat behandeln. – S. 29. Wir sprechen die kaiserliche, kalmes, kanzlei, kapuzîner, klistîer, kantô, kapâbel, kaputt (zerbrochen), der kaputt, kataster. – S. 58. Was man unter ver nicht findet, suche man unter zer (was selten), und umgekehrt. Verire', nicht etwa verîera. – S. 63. Wir sprechen kalènder, trichter. – S. 65. Tûb, s. taub; däuchel, deuchel, düchel, s. täuchel, teichel, tüchel, und um-gekehrt. Bei zèlgg, zèlta, zéttara verwies ich genau. – S. 67. Ich schrieb nicht usstôra, sondern usstôra. Spricht man z'viel? Wir haben z'vîl. Bétta, bett machen, und bétta, beten, ist gleich zu schreiben, mit ausnahme des inlautenden vokals, dessen qualität verschieden lautet. Wir sprechen tóla, dulden. – S. 72. Wir sprechen técke, decken. Allerdings steht bei mir heuschòcha vor heuscha (nicht heusche) u.s.f. Die sache erklärt sich einfach so: Bei den zusammengesetzten wörtern nahm ich nach dem ersten haupt-worte alle mit ihm verbundenen folgenden hauptwörter alphabetisch zu-sammen. [5] So heu, heubêra, heuschòcha, kurz alle heu-wörter. Ich finde es auch praktisch besser, wie man es in sehr vielen wörterbüchern trifft, die alle Sie zugleich tadeln mögen. Hierin einzig weiche ich von Grimm ab, dessen WB. aber ganz andere grössenverhältnisse annimmt. – S. 79. Wir sprechen der bött, aber das gbött. – S. 81. Unsere mundart wird auf dem

* Der absatz schon deswegen beschränkter.

lande, besonders in den gebirgen, noch lange lange nicht mundtod sein. Die alphabetische so- oder andersordnung wird nicht hindern, für die allgemeine deutsche sprachwissenschaft nutzbringend zu sein.

Sie erlauben mir noch wenige bemerkungen. In Ihrer schrift fand ich nicht die wünschbare consequenz in der schreibung, dabei eine gewisse unsicherheit, hier und da ein suchen, ohne dass Sie einen entscheid geben. Die arithmetrischen zeichen + und = wollen mir immer nicht in den kopf; der philologe hat sie gewiss nicht nöthig. Sonst auch würde ich auf raumersparniss mehr rücksicht nehmen. Überdies halte ich mit dem geständnisse nicht zurück, dass ich in dem, was Sie bisher geschrieben haben, stets sehr viel belehrendes fand, und es steht bei mir ausser zweifel, dass das schweizerdeutsche Wörterbuch, woran Sie den löwenantheil haben, trotz des unpraktischen alphabetismus, weitaus das beste idiotikon sein wird, wozu ich Ihnen glück wünsche, zumal wenn die arbeit rascher von staten geht.

Hochachtungsvoll

der alte Tobler.

München 14. VIII 76.

Die hauptfrage dreht sich nicht um das wissenschaftliche ausserding [!] [6] Es fragt sich nicht, welche alphabetische ordnung wissenschaftlicher sei, sondern vor allem, bei welcher anordnung man am leichtesten, schnellsten und sichersten das wort, in dem [am] ende doch die ganze wissenschaft steckt, finde. Das buch darf den republikanischen karakter zugleich nicht verleugnen, dass es ein buch für das volk werde, und uns schweizer befriedige.